

NEUNZEHN NAMEN AUS NEUNZEHNTAUSEND.

Begleitheft zur Ausstellung

Eine biographische Annäherung
an den 13. Februar in Dresden

Impressum

Redaktion: Kulturbüro Sachsen e.V.
Bautzner Straße 45
01099 Dresden



&
Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen
Kraftwerk Mitte 32
01067 Dresden



Vi.S.d.P.: Michael Nattke,
Geschäftsführer Kulturbüro Sachsen e.V.

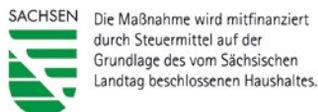
Januar 2024

ISBN: Print: 978-3-946541-44-8
Digital: 978-3-946541-45-5

Lektorat: Maria Kötter und Bruno Genzler

Layout: Anja Bierig, Mitzomedia

**Redaktionelle Über-
arbeitung Biografien:** Dr. Alexander Rode



Die Umsetzung der Ausstellung und des ursprünglichen Projektes wurde gefördert durch:



gefördert durch
das Amt für Kultur und
Denkmalschutz



Dresden:
Die Zeit



Inhaltsverzeichnis

I. Annäherungen an die Ausstellung

- 6 **Einleitung**
Kathrin Krahl/Michael Nattke
- 11 **Werkstattbericht zur Ausstellung**
Tim Hexamer/Anja Reuss
- 15 **Ambivalente Erinnerungskultur. Der Fall Dresden.**
Karl-Siegbert Rehberg
- 26 **Ungezählt? Namenlos? Die Instrumentalisierung der Dresdner Luftkriegstoten des Februar 1945.**
Matthias Neutzner
- 42 **Multiperspektivität und das Ende der Mythen.
Hanseatisch-liberale Oase Hamburg und unschuldige Kunst- und Kulturstadt Dresden.**
Claudia Jerzak
- 52 **Unentdeckte Täterschaften. Nicht Hitlers Hunde, Frauen und Kameraden, sondern Täterschaft in meiner Hood
Historisch-politische Lokalgeschichte zur Täterschaft im Nationalsozialismus**
Kathrin Krahl

II. Die Ausstellung

- 58 **Ellen Regina Beer**
- 61 **John Riley Byrne**
- 64 **Cornelius Hendrikus Dorré**
- 67 **Ottomar Enking**

70	Wilhelm Franke
73	Johannes Krüger
76	Theodor Hermann Kühn
79	Katharina Ursula Langhorst
82	Adolf Mahnke
85	Otto Oesterhelt
88	Ingeborg Emilie Rietzel
91	Václav und Vincenc Rýdl
94	Wilhelm Otto Schumann
97	Alfred und Iwan Schwarz
100	Stepan Efremowitsch Stepankow
103	Hildegarda Voglová
106	Wolf-Dietrich von Xylander

III. Dank

109	Projektförderung sowie Liste der Unterstützer*innen und genutzte Archive
-----	--

IV. Autor*innenverzeichnis

111	Angaben zu den Autor*innen
-----	----------------------------

I. Annäherungen an die Ausstellung

Einleitung zur überarbeiteten 2. Auflage

Das Erinnern an die Bombardierung Dresdens zwischen dem 13. und 15. Februar 1945 bleibt kontrovers und umstritten. „Der Jahrestag gehört abgeschafft!“, sagen die einen. Das ist eine paradoxe Forderung. Am 13. Februar aktiv zu sein und gleichzeitig etwas einschlafen zu lassen, zum Beispiel das Gedenken in seiner herkömmlichen Form, schließen sich aus. Die von der Stadt initiierte Menschenkette wird aufgrund ihrer unscharfen Inhalte weiterhin von Rechten aller Couleur besucht und begleitet. Es rächt sich, dass die Stoßrichtung des trauernden Erinnerns nach rechts offen und zu wenig Wille vorhanden ist, rote Linien zu ziehen und durchzusetzen. So finden sich hier Angestellte der Stadt Dresden neben Anhänger*innen von Pegida wieder. Die Kunstwelt Dresdens versucht sich am multidirektionalen Erinnern und unternimmt den Versuch, das Geschehen zu universalisieren. Die Tradition, am 13. Februar an Krieg und seinen Folgen zu erinnern, verführt dazu, zu vergleichen und zu abstrahieren. Ob so das Spezifikum des Nationalsozialismus deutlicher wird, sei dahingestellt. Seit dem Krieg Russlands gegen die Ukraine hat sich das Spektrum der Akteur*innen verbreitert. 2023 fand beispielsweise vor dem Kulturpalast eine Friedenskundgebung des Rechtsaußen-Komödianten Uwe Steimle statt. Naziaufmärsche rund um den 13. Februar bleiben Repertoire des revisionistischen Erinnerns, werden aber nicht mehr so stark besucht wie noch in den 2000er Jahren. Trotzdem haben wir es in Dresden mit dem größten jährlich wiederkehrenden Neonazi-Aufmarsch der Bundesrepublik zu tun. Die Täterspurenmahngänge erinnern an die Täterschaft im nationalsozialistischen Dresden. Sie spüren auf, was dem 13. Februar voranging.

Unser Beitrag zum 13. Februar ist das erneute Zeigen der Ausstellung *Neunzehn Namen aus Neunzehntausend. Eine biographische Annäherung an den 13. Februar in Dresden* im Jahr 2024. Außerdem haben wir diese Broschüre neu aufgelegt. Die neunzehn Biografien erzählen viel von der historischen Realität

einer Gesellschaft im Nationalsozialismus. Wir begreifen es als ein Arbeitsheft. Die überarbeiteten Biografien sollen zum Nachdenken und zur Diskussion anregen. Die Fachtexte aus der ersten Auflage wurden nahezu unbearbeitet übernommen. Sie haben nichts an Aktualität eingebüßt.

Im März 2010 stellte die „Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945“ ihren Abschlussbericht im Festsaal des Rathauses vor.¹ Der zentrale Auftrag der unabhängigen Kommission war es, die Zahl der Toten im Zusammenhang mit der Bombardierung Dresdens zu ermitteln. In der Erzählung zu Dresden im Februar 1945 gingen die Zahlen sehr weit auseinander. Während seriöse Quellen von 20.000 bis 35.000 Toten sprachen, hatten einzelne Historiker*innen höhere Zahlen ermittelt. In der Propaganda neuer und alter Nazis war sogar von 250.000 oder einer halben Million Toten die Rede. Die 14-köpfige Kommission arbeitete über mehr als fünf Jahre an unterschiedlichen Teilprojekten und trug ihr erarbeitetes Wissen akribisch zusammen. Der Abschlussbericht geht von einer Zahl von bis zu 25.000 Menschen aus, die während der Bombardierungen im Februar 1945 in Dresden ums Leben kamen.

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Abschlussberichtes der Historikerkommission konnten 19.000 Bombentote namentlich nachgewiesen werden. Daraufhin entspann sich eine lebhafte und kontroverse Diskussion in der Stadtgesellschaft, wie mit den 19.000 namentlich bekannten Toten umzugehen sei. Die damalige konservative Stadtratsmehrheit wollte in der Gedenkstätte Busmannkapelle alle von der Historikerkommission ermittelten Namen der Toten der Luftangriffe auf Dresden „veröffentlichen und für jeden zugänglich machen“. Ein damaliges Mitglied der SPD-Fraktion im Stadtrat schlug vor, die Namen am Jahrestag der Bombardierung auf dem Dresdner Altmarkt öffentlich zu verlesen. Die damaligen Oppositionsfraktionen kritisierten, dass die Opfer des Nationalsozialismus durch die unkommentierte Auflistung gemeinsam mit Täter*innen im Nachhinein verhöhnt und entwürdigt würden. Bundesweit folgte eine Debatte zum Umgang der Dresdner*innen mit ihren namentlich bekannten Luftkriegstoten, die geprägt war vom Unverständnis über die Gleichsetzung von Opfern und Täter*innen im Nationalsozialismus.²

1 Landeshauptstadt Dresden (Hrsg.) (2012): Abschlussbericht der Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945. Dresden.

2 Vgl. u.a.: Bergmann, Michael (2012); Jarosch, Bernhard (2013); Rietzschel, Antonia (2013)

Diese Debatten gaben den entscheidenden Impuls für die Idee zur Ausstellung *Neunzehn Namen aus Neunzehntausend*. Eine biografische Annäherung an den 13. Februar 1945. Unsere Fragen zum damaligen Zeitpunkt lauteten: Wer sind diese Menschen, über die hier debattiert wird? Wie könnte eine sachliche Auseinandersetzung mit ihnen aussehen? Welche Formen der Darstellung ihrer Schicksale sind möglich?

Es folgten weitreichende Recherchen und eine jahrelange intensive Auseinandersetzung mit der Thematik, die im Werkstattbericht von Tim Hexamer und Anja Reuss in diesem Band dargestellt sind. Ausgangspunkt der Arbeit waren der Abschlussbericht der Historikerkommission und *Zeitzeug*innen*berichte der IG 13. Februar 1945, welche im Stadtarchiv Dresden abgelegt sind. In der rund vierjährigen Recherchearbeit wurde mit zahlreichen Stadt- und Bundesarchiven sowie Archiven im europäischen Ausland zusammengearbeitet.

Die *Ausstellung Neunzehn Namen aus Neunzehntausend* nähert sich den Opfern des 13. Februar 1945 an, indem sie fragt, wer die Toten waren, und versucht, ihre Lebensgeschichten mit einem Fokus auf die Zeit des Nationalsozialismus exemplarisch zu diskutieren. Die Gemeinsamkeit der Menschen ist ihr Tod in der Zeit zwischen dem 13. und dem 15. Februar 1945 im Zusammenhang mit der Bombardierung der Stadt im Zweiten Weltkrieg.³

Anhand der Lebenssituationen, Schicksale oder Karrieren dieser Menschen und ihrer unterschiedlichen Hintergründe werden sowohl Täter*innen des Nationalsozialismus in den Fokus gerückt, als auch sowjetische und andere osteuropäische Zwangsarbeiter*innen in Dresden, tschechische Widerstandskämpfer, deutsche Juden, christliche und konfessionslose Deutsche sowie ein Besatzungsmitglied eines britischen Bombers. Ihre Biografien sind in der Ausstellung nicht nach Gruppen oder Zugehörigkeiten sortiert, sondern folgen alphabetisch aufeinander. Dies führt zu Brüchen und wirft Fragen auf. Menschen, deren Rolle sich als Täter*in im Nationalsozialismus interpretieren ließe, folgen auf Menschen, die Opfer des Nationalsozialismus und seiner Ideologie waren. Die Sichtbarmachung ihrer Lebensgeschichten in der Ausstellung zeigt, dass der Tod sie keinesfalls gleich gemacht hat. Es sind unterschiedliche Fragen und Antworten zum 13. Februar, die sie hinterlassen. Die größte Gemeinsamkeit der Luftkriegstoten des Bombardements Dresdens ist ihre Unterschiedlichkeit.

Nicht nur in Dresden, aber besonders dort, ist Erinnerungskultur ein

3 Wie die Auswahl der Personen erfolgte, erläutern Tim Hexamer und Anja Reuss im Werkstattbericht in diesem Band.

umkämpftes Thema. Seit Ende der 1990er Jahre gibt es in der Stadt dazu eine öffentlich sichtbare intensive, teils emotional, teils sachlich, geführte Debatte. Besonderen Stellenwert in dieser Diskussion haben zum einen die Fragen zum „Stillen Gedenken“ und zum anderen jene zur Rolle Dresdens im Nationalsozialismus. Die Positionen dazu gehen bis heute weit auseinander. Karl-Siegbert Rehberg wird im vorliegenden Begleitband zur Ausstellung diese ambivalenten Rollen der Erinnerungskultur beschreiben. Dabei geht er auf die politische Instrumentalisierung als Ursache der Kontinuität des Erinnerns ein. In seinem Beitrag schlägt er auch den Bogen zu den aktuellen Wahrnehmungen, die mit Dresden in Verbindung gebracht werden, und verbindet diese mit der Frage, welche Rolle die Erinnerungskultur rund um den 13. Februar zu dieser Wahrnehmung Dresdens als „Hauptstadt des Rechtspopulismus“ spielt.

Matthias Neutzner, dessen Name wie kein anderer für die Aufarbeitung und historische Einordnung der Erzählungen des 13. Februar 1945 in Dresden steht, wird in seinem Beitrag auf die Instrumentalisierung der Luftkriegstoten eingehen. Dabei beschreibt er, was diese Narrative ausmachen und wie sie den Opfermythos in der Stadt begründen.

Der 13. Februar in Dresden zeigte eine beispiellose Anschlussfähigkeit für neonazistische Ideologien und geschichtsrevisionistische Positionen. Nicht umsonst fanden ausgerechnet in der sächsischen Landeshauptstadt über viele Jahre Europas größte Aufmärsche von Neonazis statt. Die langjährige Debatte zu Formen des Protestes gegen Neonazis, die diese Stadt über Jahre als Zerreißprobe und Kampf um das „einzig wahre Gedenkkonzept“ erlebte, lässt sich auch lesen als ein Ringen um die Sichtbarmachung von Dresden als Täterstadt im Nationalsozialismus. Nicht von ungefähr kamen die starken Polarisierungen und die hoch emotional geführten Debatten um das Beharren auf oder mögliche Veränderungen von Zeremonien und Abläufen der Erinnerung an die Toten der Bombardierung in Dresden. Claudia Jerzak wirft in ihrem Beitrag zum Begleitband der Ausstellung einen analytischen Blick auf die umkämpfte Erinnerung an den 13. Februar in Dresden. Dabei schaut sie auch auf das, was Dresden von seiner Partnerstadt Hamburg unterscheidet, deren Erinnerungskultur anderen Kategorien und Formen folgt.

Mit der über Jahre hart erkämpften Gleichwertigkeit von erinnerungskulturellen Formaten wie der Menschenkette, dem Täterspurenmahngang, dem vielfältigen Protest gegen Neonazis und dem Stillen Gedenken vor der Frauenkirche wurden Facetten einer neuen Erinnerungskultur in Dresden kaleidoskopartig sichtbar. Damit hat Dresden etwas entwickelt, das bleibt und das dieser Stadt auch heute bei den aktuellen Herausforderungen in der Auseinandersetzung mit neuen nationalistischen, völkischen und chauvinistischen Bewegungen helfen kann.

Aus der Auseinandersetzung mit dem historischen Nationalsozialismus heraus sind es vor allem die Täterbiografien, die dazu veranlassen, sich zu fragen, was man selbst anders machen würde, welche Entscheidungen im eigenen Leben welche Folgen haben können. Kathrin Krahl studiert das Spannungsfeld von global bekannten Täter*innen und der unsichtbaren lokalen Täterschaft in der eigenen Stadt. Der Beitrag in diesem Begleitband zur Ausstellung ist eine Einladung, sich mit der Rolle der Menschen in Dresden in der Zeit des Nationalsozialismus intensiver auseinanderzusetzen. Welche Position hatte eigentlich das Traditionsunternehmen in meinem Stadtteil zwischen 1933 und 1945? Wo haben diejenigen gelebt, die die NSDAP gewählt haben oder gar Mitglied der Partei oder von Staatsorganen waren? Wer hat was getan oder unterlassen? Welche Konsequenz hatte es wegzuschauen? Wann wäre der richtige Zeitpunkt gewesen – wenn es ihn überhaupt gegeben hätte –, Dinge nicht zu akzeptieren und sich zu widersetzen? Alle diese Fragen sind nicht nur in der Diskussion um Täterschaft im Nationalsozialismus von Bedeutung, sondern lassen sich ebenso gut auch auf aktuelle Fragen, insbesondere in Dresden, übertragen.

Die Ausstellung „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend“ möchte die Kultur der Erinnerung in Dresden mit einer weiteren Facette bereichern und zur Weiterarbeit einladen. Die Aufarbeitung der Lebensgeschichten und der Rollen von Menschen aus Dresden in der Zeit des Nationalsozialismus kann eine Form sein, die zahlreichen Fragen zum Umgang mit der Erinnerung an die Toten zu beantworten oder neu zu diskutieren.

Unser Dank gilt vor allem Tim Hexamer und Anja Reuss, die die Ausstellung unglaublich engagiert erarbeitet haben, auch wenn sich einige Biografien nur mühselig recherchieren ließen, weil es dazu kaum Archivmaterial gab oder die Finanzierung ausgelaufen war. Ohne diese beiden Kolleg*innen würde es diese Ausstellung nicht geben. Darüber hinaus gilt der Dank den über achtzig nationalen und internationalen Archiven, Gedenkstätten, kleineren Dokumentationsarchiven in Gemeinden, Pfarreien, Schulen, Vereinen – wie dem „Dresdner Gehörlosen Sportverein 1920“ – oder Privatsammlungen und den vielen einzelnen Personen, die mit ihrem Wissen und ihren Kenntnissen zum Gelingen der Ausstellung beigetragen haben.

Werkstattbericht zur Ausstellung „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend“

Das biografische Ausstellungsprojekt „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend“ wurde Mitte 2014 vom Kulturbüro Sachsen e.V. und Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen auf den Weg gebracht.

Ziel war es, anhand von Personen, die bei den Bombenangriffen auf Dresden vom 13. bis 15. Februar 1945 ums Leben gekommen sind, einen ausdifferenzierten und sachlichen Blick auf Dresden im Nationalsozialismus und die Bombardierung im Februar 1945 zu werfen. Dabei sollte auch der noch immer präsente Mythos der unschuldigen Kunst- und Kulturstadt kritisch hinterfragt werden. Schon zu Beginn der Recherchephase legten wir Wert darauf, ein breites Spektrum an Milieus, Funktionen und Institutionen durch die Lebensgeschichten abzubilden. Wichtig war uns dabei, sowohl die Verfolgten als auch die Verfolger*innen im Nationalsozialismus darzustellen und anhand bekannter städtischer Institutionen aufzuzeigen, welche Bedeutung der Nationalsozialismus im alltäglichen Leben der Menschen in Dresden hatte.

Ausgangspunkt unserer Recherchen waren die Ergebnisse der „Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945“, aus deren Abschlusspublikation wir Literatur-, Quellenhinweise und erste Oral-History-Beiträge von Verfolgten des Nationalsozialismus ziehen konnten. In lokalgeschichtlichen Publikationen zu Dresden im Nationalsozialismus und der Bombardierung sowie in Zeitzeug*innenberichten der IG 13. Februar 1945 (Stadtarchiv Dresden) stießen wir auf erste, für unser Projekt relevante Personen und deren Lebensdaten. In den zahlreichen Archiven Dresdens, unter anderem dem Archiv der Kreuzschule und des Kreuzchors, dem Archiv der Sächsischen Staatstheater und dem Archiv der Technischen Universität Dresden, versuchten wir, mehr Informationen zu den ermittelten

Personen zu finden. Dort recherchierten wir nach Quellen und Dokumenten, die Aufschluss über das Leben und Wirken der von uns gesuchten Personen geben konnten. Aber auch die Institutionen selbst und ihre Stellung im Nationalsozialismus waren für uns von Interesse. Relevante Akten ließen wir digitalisieren und übernahmen sie in unseren Arbeitskorpus. Besonders schätzten wir dabei die kollegiale und freundliche Zusammenarbeit mit den Archivar*innen, die uns mit vielen weiteren Hinweisen unterstützten.

Nach Ablauf des ersten Halbjahres konnten wir umfangreiches Material zu sechs Biografien zusammentragen sowie eine Vorauswahl weiterer Biografien treffen. Doch dann folgten ein nicht stattgegebener Antrag auf Einsichtnahme in die Namensliste der Historikerkommission und Veränderungen in der Zusammensetzung des Projektteams.

Trotz dieser schwierigen Rahmenbedingungen setzten wir unsere Arbeit am Projekt kontinuierlich fort. Der Schwerpunkt der Recherche lag nun vor allem auf den Lebensgeschichten der Verfolgten und Verfolger*innen im Nationalsozialismus. Problematisch war jedoch, dass in den Archiven nur wenige Informationen zu diesen Personengruppen auffindbar waren.

Die Verfolgten stammten zudem oft nicht aus Dresden. Sie wurden vielmehr aus ganz Europa dorthin verschleppt und in Gefängnissen und Zwangsarbeitslagern festgehalten.

Bei der Suche nach den Verfolger*innen hatten wir es mit einem weiteren Problem zu tun: Aktenbestände von Institutionen der NS-Zeit wurden nach Kriegsende auf verschiedene Archive verteilt. So finden sich etwa militärgeschichtliche Unterlagen im Bundesarchiv in Freiburg i. B. und bei der *Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der deutschen Wehrmacht (WASt)* in Berlin. Unterlagen, die Aufschluss über die Zugehörigkeit zu NS-Organisationen wie der NSDAP, der SS oder der Gestapo geben können, befinden sich hingegen im Bundesarchiv in Berlin.

Bei den Recherchen zu den unterschiedlichen Personenkreisen halfen uns vor allem Institutionen und Personen, die sich schon länger mit der Aufarbeitung dieser Geschichten auseinandersetzten. Vom Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden erhielten wir außerdem eine Aufstellung der in Dresden vorhandenen Kriegsgräber aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Auf Grundlage dieser Liste und der darauf verzeichneten Geburts- und Sterbedaten konnten wir bei der WASt in Berlin weiter zu bestimmten Personen recherchieren und anschließend Informationen über die entsprechenden

Truppenteile und Kriegsschauplätze zusammentragen. Im Fall der Biographien von NS-Verfolgten unterstützte uns anfänglich vor allem die Gedenkstätte Münchener Platz. Dort wurden wir auf das Schicksal von tschechischen Widerstandskämpfern aufmerksam gemacht, die in Dresden inhaftiert waren und bei der Bombardierung ums Leben kamen. Zur Rekonstruktion ihres Schicksals wurden uns Briefwechsel mit ihren Verwandten sowie Nachkriegskorrespondenzen zwischen den Angehörigen und Überlebenden der Bombardierung durch die Gedenkstätte Münchener Platz zur Verfügung gestellt. Auch der Deutsche Gewerkschaftsbund Sachsen und das Frauenstadtarchiv Dresden unterstützten unsere Recherchen und wiesen uns 2015 auf Biografien hin, die in die Ausstellung einfließen. Zudem konnten wir durch die Sichtung der Bergungslisten der Feuerschutzpolizei Dresden (Hauptstaatsarchiv Dresden) sowie erneute Literaturrecherchen weitere Namen ermitteln, sodass wir Ende 2015 bereits 13 Namen für das Projekt zusammengetragen hatten.

Insgesamt war das Jahr 2016 von einem enormen Arbeitsaufwand gekennzeichnet. Wir recherchierten intensiv weiter zu den Personen und ihren Geschichten für die Ausstellung, wobei wir nun auch auf die Kenntnisse und Zuarbeit von Historiker*innen aus der Tschechischen Republik, den Niederlanden und Freiburg zurückgriffen. Außerdem suchten wir intensiv nach Biografien von Frauen aus Dresden, was sich aufgrund einer bisher mangelhaften Berücksichtigung in der historischen Aufarbeitung, sowie der Rolle der Frau im Nationalsozialismus, als eine der schwierigsten Aufgaben des Projekts herausstellte. Im Ergebnis spiegelt sich dies in einem deutlichen Missverhältnis zwischen Männer- und Frauenbiographien in der Ausstellung wider.

Neben den Recherchen nahmen nun auch die Konzeptualisierung und Planung der Ausstellung mehr Raum ein. In dieser Arbeitsphase waren, neben der Auswahl von aussagekräftigem Bildmaterial und der Klärung der Bildrechte, das Schreiben und Lektorieren der Ausstellungstafeln zentral. Eine große Herausforderung war dabei, die Biografien in möglichst kurzen, prägnanten, aber auch ansprechenden Texten darzustellen, ohne die historische Genauigkeit zu vernachlässigen.

Die Ausstellung wurde erstmals im Februar 2017 im Staatsschauspiel Dresden gezeigt und wird nun erneut im Januar 2024 im Kulturrathaus Dresden präsentiert. Wir hoffen, dass unsere Arbeit Anreiz für andere Interessierte ist, die Geschichte rund um den 13. Februar 1945 weiter zu erforschen. Die Deutung geschichtlicher Ereignisse wie dieses sollte nicht von Emotionen und mythischen Erzählungen bestimmt werden.

An dieser Stelle möchten wir noch einmal ausdrücklich allen Förder*innen, Kooperationspartner*innen und Unterstützer*innen des Projekts „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend“ herzlich danken. Ohne ihr Vertrauen und Engagement wäre das Ergebnis dieses Projektes nicht möglich gewesen.

Ambivalente Erinnerungskultur. Der Fall Dresden.

I. Erinnerungsdimensionen

Zur Identitätsbildung jeder Person, zum Entwurf einer Biographie gehören die eigenen Erinnerungen, ebenso jedoch auch die Anderer. Unser Selbstbild ist auch geformt durch das, was andere Menschen über uns berichten oder mit uns verbinden, und das gilt nicht nur für die Kindheit oder die frühen Jahre, in welche die Erinnerung nicht zurückreicht. Für Gruppen und sogar für ganze Gesellschaften gibt es vergleichbare, auf Erinnerungen gestützte „kollektive Biographien“. Der (in Buchenwald ermordete) französische Soziologe Maurice Halbwachs (1877-1945) wie der deutsche Kunsthistoriker Aby Warburg (1866-1929) hatten erste Theorien des „kollektiven“ bzw. „sozialen“ Gedächtnisses entwickelt. Dabei grenzten sie sich zugleich von biologistischen Vorstellungen eines „Rassengedächtnisses“ ab, wie auch gegenüber Carl Gustav Jungs überhistorischer Archetypenlehre. In den Kulturwissenschaften ist in den letzten Jahrzehnten die Bedeutung des „kollektiven Gedächtnisses“ jedoch geradezu zum Modethema geworden. Akademisch wird reflektiert, was auch jene problematisieren, die an Gedenktagen wie in Dresden am 13. Februar teilnehmen oder diese organisieren. Die Geschichtskonstruktionen – die gesellschaftlichen wie die individuellen – haben immer auch eine fiktive Dimension, die sich in Gründungsmythen ebenso zeigen kann, wie in prägenden Erlebnissen einer tiefsten Bedrohung oder Zerstörung gewohnter Lebensformen. Dabei lassen sich zwei Varianten des kollektiven Gedächtnisses unterscheiden: Zum einen gibt es die Erinnerungen aus dem Miterleben und an die nächsten Generationen weitergegebene Ereignisdarstellungen – so entstehen sich durchkreuzende, in Aspekten widersprechende, aber auch gegenseitig stützende Familien- und Lokalgeschichten. Zum anderen gibt es gemeinschaftlich vollzogene, zuweilen gesellschaftlich geforderte kulturelle Objektivationen, beispielsweise Berichte und Bewertungen der Medien, Romane oder Filme, Feste, Jubiläen, Rituale

etc., durch die kollektive Erinnerungen geschaffen und zur – wiederum nicht einheitlich gedeuteten – kulturell verankerten allgemeinen Geschichte¹ werden und die wiederum auf das persönliche Erinnern zurückwirken.

Das gilt auch für den Dresdner *13. Februar* als dem Erinnerungstag an die vollständige Zerstörung des Stadtzentrums im Jahre 1945. Zwar verblasst in dem langen Zeitraum von inzwischen 78 Jahren die Präsenz unmittelbaren Erinnerns, die allenfalls festgehalten ist dank einer ‚Oral history‘, welche Spuren eines lebendigen Erzählens dokumentarisch aufbewahrt. In Dresden ist es besonders die von Matthias Neutzner und anderen 1985 (damals unter dem Dach des Kulturbundes der DDR) gegründete Interessengemeinschaft ‚13. Februar 1945‘, die Hunderte von Augenzeugenberichten dokumentiert und viele davon auch publiziert hat.

Beide Dimensionen des privaten wie des kulturell (vor allem auch politisch) institutionalisierten Erinnerns sind ineinander verwoben, denn auch die als ganz authentisch erlebten Eigenbeobachtungen bleiben nicht unempfindlich gegen diskursive Verstärkungen oder Irritierungen durch andere Sichtweisen, abweichende Faktendarstellungen und kanonisierte Deutungen². So gibt eben nicht nur die Differenz von aktuellem Erleben und dessen nachträglicher Rationalisierung. Vielmehr sind schon die Wahrnehmungen während eines Ereignisses zuweilen bis zur Unvereinbarkeit unterschieden von den Erlebnissen Anderer in derselben Situation.

Wie bei jeder Katastrophe sind die Angaben über die Zahl der Toten und Verletzten anfangs vom aktuellen Erleben geprägt und gehen dann – sehr oft kontrovers – in das institutionalisierte Gedächtnis ein (vgl. zu den Einzelheiten Matthias Neutzners Beitrag in der vorliegenden Publikation). Für Dresden schwankten die Zahlen zwischen 400.000 und 25.000. Der Zeitzeuge Götz Bergander meinte: „Wer die Zerstörung Dresdens miterlebt hat [...], dem erscheinen 35.000 Tote zu wenig“³. Noch 2012 gab es während einer

1 Vgl. z.B. Asmann 1988, S. 9-19, hier: 9ff., wo er die mit Aleida Assmann gemeinsam entwickelte Konzeption von Halbwachs absetzt, obwohl doch auch dieser das kollektive vom historischen Gedächtnis unterschieden hat; vgl. Halbwachs 1967.

2 Es gibt aber auch dagegen ‚widerständige‘ Erinnerungen, in Dresden etwa an die von allen Fachleuten für unmöglich gehaltenen Tieffliegerangriffe am 13. Februar: vgl. z.B. Rehberg 1012.

3 Bergander 1994, S. 229.

von der Wochenzeitung „Die Zeit“ und dem MDR Figaro-Radio im Dresdner Schauspielhaus veranstalteten Podiumsdiskussion eine kleine Szene, die das nachträglich beglaubigte: Nachdem von Experten die heute „wissenschaftlich feststehende“ Totenzahl erläutert worden war, warf der Dresdner Dichter Thomas Rosenlöcher – von seinem sympathisch offenen Geständnis zugleich selbst etwas peinlich berührt – plötzlich ein, dass ihm die hohen, genauer: überhöhten Zahlen eigentlich „lieber“ seien, weil nur sie die Erschütterung über das Unbegreifliche zum Ausdruck brächten. Moderator Thomas Bille nahm ihn vor Schreck eine Viertelstunde lang überhaupt nicht mehr dran, so unbegreiflich schien die öffentlich geäußerte Ignoranz gegenüber der wissenschaftlichen Historiographie. Schließlich fügte der so schätzenswert hintergründige Dichter wie entschuldigend hinzu: „Ich glaube, ich bin eher für den Mythos [!] zuständig“⁴.

Es waren übrigens besonders auch literarische Darstellungen, durch welche die propagandistisch hochgerechneten Opferzahlen bestätigt erschienen. Sowohl Kurt Vonnegut (*Slaughterhouse-Five or The Children's Crusade*, engl. 1969) als auch Harry Mulisch (*Das steinerne Brautbett*, niederl. 1959) unterstützten in ihren literarischen Verarbeitungen des von ihren Protagonisten erlebten Infernos das Gedankenbild einer nicht mehr existierenden Stadt, wie auch die Hiroshima und Nagasaki nahekommenden oder sogar übersteigenden Opferzahlen, die sich ins Weltgedächtnis eingeschrieben haben.⁵ Mulischs Protagonist Dr. Norman Corinth aus Baltimore, der sich seine eigene Geschichtsphilosophie zurecht denkt, hebt das Schicksal der Elbestadt in eine universalhistorische Position, indem er dieses nicht in eine Hegel'sche „Geschichte des Geistes“ eingefügt sieht, in der die großen Täter in der Absicht der Verwirklichung von Ideen blutige Spuren hinterlassen. Darunter liege eine „Anti-Geschichte“, in deren „Stille des Todes“ die Geschichte immer wieder versinke und alles in einen gleichgültigen Zusammenhang komme: „Zwischen den Massenmorden der Hunnen und den Konzentrationslagern Hitlers ist keine Zeit vergangen. Sie liegen nebeneinander auf dem Grund der Ewigkeit [...] und dort liegt auch Dresden“⁶.

4 Vgl. Rehberg 2012, S. 203.

5 Vgl. Klemperer 1995, S. 668f.

6 Ebd., S. 111.

II. Politische Instrumentalisierungen als Ursache der Kontinuität des Erinnerns⁷

Dresden scheint im Glanz der Vergangenheit, wie auch nach dem Schock der Zerstörung seines Zentrums die besondere Ausstrahlung gleichermaßen bewahrt, vielleicht sogar gesteigert zu haben. So ist in Deutschland auch das Gedenken an die radikale Zerstörung der Dresdner Altstadt eine Besonderheit. Auffallend ist es, dass dies schon unmittelbar nach den Flächenbombardements des 13. und 14. Februar 1945 so gewesen zu sein scheint. Ein britischer Offizier jedenfalls, der im März 1945 nach Deutschland kam, berichtete, dass man sogar im verwüsteten Hamburg mit geschätzten 45.000 Opfern des Bombenkrieges von Dresden doch als von „etwas einmalig Furchtbarem“ sprach.⁸ Und auch die Nazi-Propaganda benutzte in ihrer Darstellung dieser „Angriffe der Luftgangster“ die dramatisierende Formel von einer „noch nie dagewesenen Abscheulichkeit“. Das hatte viele Gründe: den Ruhm Dresdens als Barockstadt und Kunstmetropole oder auch die lange gehegte Illusion, der Osten Deutschlands werde vom Krieg sogar noch in der Niederlage verschont bleiben. Viele Städte in Europa waren von den Deutschen und viele deutsche Städte von den Alliierten bereits in Ruinenorte verwandelt worden. Und doch wurde Dresden zur Symbolstadt des Krieges gegen die Zivilbevölkerung, für manche sogar zu einem „deutschen Hiroshima“. Der Zeitzeuge Götz Bergander konstatierte in seinem Buch „Dresden im Luftkrieg“ mit sachlicher Unterkühlung, dass „andere Städte größere Verluste an Bausubstanz erlitten“ hätten. Für die sächsische Hauptstadt verwendete er jedoch den Superlativ einer „Jahrhundertkatastrophe“, „weil die Stadt mit überrumpelnder Wucht niedergebrannt wurde, nicht über Jahre hin, sondern binnen weniger Stunden. Und in keiner Angriffsnacht mussten so viele Menschen sterben“⁹. Und der Generalstabschef der Sowjetarmee, Marschall Georgi Konstantinowitsch Shukow, äußerte – nachdem die Churchill gegenüber gezeigte Freude Stalins über die westlichen Bombardements der deutschen Städte verflogen war – über Dresden: „Eine solche Barbarei hätte die sowjetische Armee nie zustande gebracht.“¹⁰

Einzig in Dresden wird der Verwüstung der Stadt in so intensiver Weise gedacht, wenngleich Erinnerungsartikel in Lokalzeitungen oder Einzelinitiativen zur Rückbesinnung durchaus auch anderswo existieren und besonders in

7 Vgl. Rehberg / Neutzner 2015, bes. S. 98-112.

8 Vgl. McKee 1983, S. 9.

9 Vgl: Bergander 1994, S. 7.

10 Vgl. ebd., S. 289.

Hamburg sehr wohl auch eine Tradition des Gedenkens existiert.¹¹ Während 1943 jemand noch hingerichtet wurde, weil er geäußert hatte, an den schweren Bombenangriffen auf Hamburg trage der deutsche Reichskanzler und „Führer“ die Schuld¹² und während – wie Viktor Klemperer in seiner sprachkritischen LTI erwähnte – die Luftkriegstoten im NS-Regime zu „Terrorgefallenen“ und Massengräber zu „Ehrenhainen“ umdefiniert wurden¹³, interpretierte man den Bombenkrieg nach der Niederlage Deutschlands selbstverständlich ganz anders. Jedoch setzte sich die politische Indienstnahme unter anderen politischen Vorzeichen fort. Schon die Sowjetische Militäradministration (SMAD) legte für den ersten Jahrestag fest, dass alles zu vermeiden sei, „was den 13. Februar als Trauertag erscheinen lässt“; ebenso müssten alle Tendenzen gegen die Alliierten vermieden werden. Im Mittelpunkt müsse stehen, dass es sich um den „verhängnisvollsten Tag in der Geschichte Dresdens“ handle und die Zerstörung der Stadt als „die traurige Bilanz des hitleristischen Raubkrieges“ anzusehen sei. Daraus wurde die Forderung nach einer harten Bestrafung dieser „Feinde des Weltfriedens“ beim Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg abgeleitet (für den die meisten deutschen Politiker in den Westzonen öffentlich kaum mit Vehemenz eintraten). Die zwei folgenden Jahre verliefen ohne Gedenkkundgebungen, wenn auch große Artikel in den lokalen Zeitungen erschienen. 1949 hingegen wurden wiederum achtzehn Gedenkkundgebungen, nun vom „Kreislvolksausschuß für Einheit Deutschlands und gerechten Frieden“, veranstaltet. Und jetzt erschien erstmals die Parole, dass es sich um einen „anglo-amerikanischen Angriff“ gehandelt habe, sodass das Gedenken mit dem Kampf gegen „die Kriegstreiber von heute“ zu verbinden sei: „Amerikanische Bomber [?] zerstörten Dresden. Mit Hilfe der Sowjetunion bauen wir es wieder auf. Weil wir den Frieden lieben, hassen wir die amerikanischen Kriegshetzer“.¹⁴

Vor schnell errichteten Mahnmalen, besonders einer Stele mit Flamme vor der – später auf Geheiß Walter Ulbrichts abgerissenen – Ruine der Sophienkirche, sollen hunderttausend Dresdner Werk tätige an einer Kundgebung teilgenommen haben, in der eine neue Deutung für die Gründe der Bombardierung präsentiert wurde, dass nämlich „die Wallstreet wünschte, dass es der Sowjetunion [...] unmöglich gemacht würde [...] der deutschen Bevölkerung

11 Vgl. Claudia Jerzaks Beitrag zur vorliegenden Publikation.

12 Es handelte sich um Karl Steglich, den Bezirksinnungsmeister für das Elektrohandwerk Sachsens, vgl. Reichert 1994, S. 150.

13 Zit. in: ebd., S. 40.

14 Sächsische Zeitung v. 9.2.1950.

nach dem Kriegsende zu helfen“. Eine andere, weniger naiv-geföhlspropagandistische Version lautete, man habe den Sowjets keine unzerstörten Städte für ihre Besatzungszone überlassen wollen oder „einige Politiker und Generale [hatten] die untaugliche Idee [...], den Vormarsch des Sozialismus mit Bomben und Tränen aufzuhalten“.¹⁵ 1953 meinte Lothar Bolz als stellvertretender Ministerpräsident der DDR bei einer Dresden-Gedenkfeier, die „Verwandtschaft zwischen Hakenkreuz und Dollarzeichen“ entdecken zu sollen (eine willkürliche Verknüpfung, die der zwischen bolschewistischem *und* US-amerikanischem „Judentum“ in der NS-Propaganda nicht nachstand). Und Volkskammerpräsident Johannes Dieckmann nutzte die Gelegenheit einer Gedenkrede, um zu behaupten, die Zerstörung Dresdens sei „ohne Wissen und gegen den Willen der sowjetischen Kriegsführung“ vollzogen worden.¹⁶ Und auch die Befehlsstrukturen und politischen Verantwortlichkeiten der einstmaligen Alliierten wurden zum Gegenstand politischer Projektionen. So machte man den amerikanischen Präsidenten Harry S. Truman und – als sich herausstellte, dass dieser erst im April 1945 das höchste amerikanische Staatsamt angetreten hatte – Franklin D. Roosevelt, später aber auch den amerikanischen Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Europa und späteren US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower und erst in zweiter Linie den britischen Premier Winston Churchill für die Einsatzbefehle verantwortlich. 1960 hingegen unterblieben solche Anschuldigungen plötzlich, weil Nikita Chruschtschow ein Gipfeltreffen mit den Westmächten anstrebte.¹⁷ In der Ulbricht-Ära gab es dann häufig zugespitzte Losungen für die „Friedens“-Demonstrationen am 13. Februar, so beispielsweise: „Wir hassen aus vollstem Herzen die faschistischen Unholde, die in Warschau, Amsterdam und anderen Städten den deutschen Namen in den Schmutz gezogen haben. Wir hassen aber genauso heiß die imperialistischen Kriegsbrandstifter von gestern und heute. Weil wir unser Volk lieben, hassen wir sie, die das Schicksal Dresdens auf die ganze Welt [!] ausdehnen wollen“.¹⁸ Die Nazis übrigens schoben das Hassen allein „dem Feind“ zu, dagegen lebensphilosophische Kampfformeln setzend: „Die Gegner des deutschen Sozialstaates [!] setzen in ihrem teuflischen Haß alles daran, soviel wie möglich zu zerstören. Wir müssen diesem Haß unseren unerschütterlichen Willen zum Leben entgegensetzen, unseren festen Glauben an die schicksalshafte Gerechtigkeit“.¹⁹

15 Zit. in: Bergander 1994, S. 296 u. 302ff.

16 Zit. in: ebd., S. 295 u. 302.

17 Vgl. Reichert 1994, S. 153f. u. 159.

18 Vgl. Sächsische Zeitung v. 14.2.1950.

19 Gaupropagandaleiter Walter Elsner, zit. in: Bergander 1994, S. 174.

Von 1950 bis 1955 schien es eine Entideologisierung des Gedenkens zu geben: vormittags die Kranzniederlegungen auf dem Heidefriedhof. Für zwölf Uhr mittags wurde eine Minute der Verkehrsruhe angeordnet, nachmittags gab es eine Großkundgebung und von 21.45 bis 22.00 Uhr läuteten die Glocken aller Kirchen der Stadt und des Landkreises. Ende der fünfziger Jahre wurde der 13. Februar dann aber reaktiviert zum „Kampftag gegen den deutschen Militarismus“ und das hieß: gegen die „Bonner Ultras“²⁰ erklärt, wobei das Gedenken 1957 passenderweise mit einem „Vorbeimarsch bewaffneter Kräfte der Arbeiter- und Bauernmacht“ abgeschlossen wurde.²¹

Entsprechend den Phasenverschiebungen in der DDR-Politik, die sich jeweils parallel in allen Handlungsfeldern zeigten, veränderte sich das Gedenken in der Honecker-Zeit, beschränkte man sich auf Kranzniederlegungen und eine Sondersitzung der Stadtverordnetenversammlung. Nun wurden die Requiem-Aufführungen des Kreuzchores und die Gedenkkonzerte der Staatskapelle im Staatsschauspielhaus oder der Dresdner Philharmonie im Kulturpalast zunehmend wichtig. Jedoch kam es in den achtziger Jahren noch einmal zu einer Wiederbelebung auch von Großkundgebungen, nun vor der Ruine der Frauenkirche, deren Trümmerberg laut der Gedenktafel von 1982 zum „Mahnmal für die Lebenden im Kampf gegen imperialistische Barbarei“ avancierte, „für Frieden und Glück der Menschheit“. Auslöser für die neue Präsenz der offiziellen Staatsmacht waren Kriegsgegner gewesen, die mit brennenden Kerzen das Recht auf Wehrdienstverweigerung einforderten. Dieses Zeichen von jungen ‚Protestanten‘ lebte, abgelöst von diesem Ausgangskonflikt und der mit ihm verbundenen Systemkritik, als Ritual bis heute fort und blieb – trotz unterschiedlicher Beteiligungen – relativ resistent gegenüber verschiedenartigsten Außeneinflüssen.

Schließlich waren es seit der Mitte der 1990er Jahre die am Ende aus ganz Europa anreisenden Neonazis, welche die Bürgergesellschaft, innerhalb derer man sich gleichwohl allzu lange um eine Selbstabgrenzung von den jeweils anderen demokratischen Parteien im Links-Rechts-Schema bemühte, schließlich doch zusammenwirken ließ. Zwar war es den linken Antifa-Gruppen (aus denen teilweise auch absurde Parolen wie „No tears for Dresden“ oder „Thank you Mister Harris“ stammten), einem größeren linken Bündnis und einer großen Zahl weiterer, vor allem junger Menschen zu danken, dass es ihnen

20 Vgl. Reichert 1994, S. 159.

21 Vgl. Sächsische Zeitung v. 13.2.1957.

durch die rechtswidrige, jedoch effektive Blockade der zentralen Dresdner Bahnhöfe 2011 gelang, diese Aufmärsche von rechts, zuerst am 13. Februar selbst, dann *in dieser Form* ganz unmöglich zu machen. Aber es entstand durch diese Provokation von außen als zumindest symbolische Abwehr auch die um die Innenstadt gezogene Menschenkette. Diese selbst wieder wurde inzwischen zum Gegenstand kontroverser Beurteilungen. Aber mir scheint, man könne es in Zeiten der weltweiten Bedrohung demokratischer Politik begrüßen, dass es – solange sie viele Menschen anzieht – diese rituelle Geste einer Verbindung gibt. Damit sollte man sich aber nicht begnügen: Internationale Kooperationen (wie sie schon in der DDR mit der ‚Friedensstadt‘ Coventry angeknüpft worden waren) sollten immer neu belebt und intensiviert werden. Vor allem sollten Jugendliche aus Ländern und Orten eingeladen werden, die ebenfalls kriegerischer Zerstörung ausgesetzt waren oder aktuell sind. Daraus könnte sich eine nicht nur auf die eigene Geschichte fixierte Form des Gedenkens entwickeln, die auch Niederlagen wahrnimmt, etwa die Verdrängung der Vergangenheit oder sogar staatliche Verbote des Erinnerns (wie das unter der Diktatur Francisco Franco in Gernika geschah). So könnten sich neue Möglichkeiten eröffnen, die politische Dimension auch der eigenen leidvollen Geschichte immer neu zu reflektieren. Dann könnte die Frauenkirche tatsächlich zu jenem Zentrum für aktive Friedensarbeit werden, wie es zur Rechtfertigung ihres – schließlich doch von den meisten als „Wunder“ gepiesenen – Wiedererscheinens programmatisch versprochen worden war.

III. Ambivalenzen und Gefahren einer ‚Großen Opfer-Erzählung‘²²

Aber auch eine nächste Instrumentalisierung Dresdens blieb nicht aus: Neuerdings ist den zwei durch die Bombardements dieses „Elb-Florenz“ erzeugten und weltweit verbreiteten Stereotypen, Dresden sei eine in besonderem Maße „zerstörte“ *und* zugleich „schöne“ Stadt, ein drittes Schlagwort an die Seite getreten: „Neonazi-Stadt“, jedenfalls Hauptstadt des Rechtspopulismus, der Fremdenfeindlichkeit oder dergleichen. Man kann die Selbstgefährdung durch ein solches – wie man nicht nur tourismus-orientiert sagt – „Negativ-Image“ nicht hoch genug einschätzen und muss sich gerade darum fragen, inwiefern die Stadtgesellschaft selbst daran einen Anteil hat. Es ist keineswegs nur die allmontägliche Besetzung der repräsentativen Kulisse schaffenden Plätze

22 Die Formulierung spielt auf postmoderne Autoren an, die – wie etwa Jean-François Lyotard (1972/2012) – postuliert haben, die Zeiten der „Großen Erzählungen“ (wie sie geschichtsphilosophisch etwa zur Legitimierung der totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts beigetragen hätten), seien nun an ein Ende gekommen.

durch die seit 2014 zu ertragenden, wenn heute auch auf einen „harten Kern“ geschrumpften, PEGIDA-„Spaziergänge“, die der geplagten Stadt zusetzen.²³ Sondern es ist auch die oft anzutreffende Selbstbespiegelung einer sich unvergleichlich wahnenden Stadt, die ‚kein Außen braucht‘, welche es verhindert, eindeutige Gegenbilder zu schaffen. Dabei sollte nicht übersehen werden, dass die Hilfsbereitschaft für die hier angekommenen Flüchtlinge durchaus eindrücklich war, wovon die überregionale und erst recht die internationale Presse allerdings kaum Kenntnis nahm. Aber die Stadt ist trotz beispielsweise der intensiven Bemühungen der Kulturinstitutionen und vieler Bildungseinrichtungen kein symbolischer Ort des Protestes gegen den radikalisierenden Rechtspopulismus geworden.

Das hängt unterschwellig durchaus auch mit dem Gedenken an die grausame Zerstörung ihrer Dresdner Innenstadt zusammen. Man kann sagen, dass Nationen, Orte, sogar auch einzelne Menschen, die ihre unverbrüchliche Rechtfertigung aus einer religiösen oder politischen *Opfergeschichte* beziehen, es besonders schwer damit haben, die eigene Position und die Verstrickung in das Unheil zu reflektieren. Allzulange hatte man Dresden als „unschuldige Stadt“ stilisiert.

Die „Geburtsurkunde“ eines derartigen ‚Geschichtssymbols‘ findet sich in dem „ultimativen Glaubenstext eines Gesinnungs-Dresdnertums“, nämlich in der vom NS-Propagandaministerium verbreiteten Stellungnahme Gerhart Hauptmanns „Die Untat von Dresden“, in der dieser von Dresden als einem „einzigartigem, wehrlosem, unschuldigem und sinnlosem Opfer“ sprach.²⁴ Joseph Goebbels notierte sich dazu (drei Wochen vor seiner Selbsttötung, welche die gesamte Familie einbezog) am 6.4.1945 in seinem Tagebuch, es sei dies eine Sprache, „wie sie dem ersten Dichter des Reiches wohl ansteht“.²⁵ Schon 1950 verschob Alexander Abusch als Präsident des „Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ auf einer Kundgebung der Dresdner Kulturschaffenden die Verursacher des Bombenangriffs, indem nun die „Anglo-Amerikaner“ in Dresden „ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ begangen hätten, weil nämlich der Krieg bereits verloren gewesen sei und die Elbestadt „keinerlei militärische Angriffsziele bot“.²⁶ Wie das auf der Seite der GRÜNEN, der Linken und der SPD längst schon unstrittig war, hat

23 Vgl. z.B. Rehberg u.a. 2016.

24 Vgl. Hauptmann 1996, S. 904f., 911f., 920, 889 u. 925.

25 Zit, in: Programmheft 2009, S. 13f.

26 Vgl. Sächsische Zeitung am 14.2.1950.

die Oberbürgermeisterin Helga Orosz (CDU) am Ende ihrer Amtszeit mit der lange wirkenden exkulpierten Tradition gebrochen (und wurde dafür vom AfD-Fraktionsvorsitzenden im Dresdner Stadtrat, Stefan Vogel, scharf kritisiert). Und seid ihr Nachfolger in diesem Amt, Dirk Hilbert (FDP), ebenfalls ein solches Umdenken unter Beweis zu stellen suchte, brauchte er sogar Polizeischutz. Es bleibt also viel noch zu tun, ehe es zu einer durchaus würdigen, aber eben kritische Reflexionen ermöglichenden Form des Gedenkens in Dresden kommt, in der auch widersprüchliche Deutungen und unterschiedliche politische Perspektiven in einen Dialog miteinander treten können und nicht gerade dieser Tag Gelegenheit zu ressentimentalen Feindsetzungen schafft. Im Ganzen mag diese notwendige Versachlichung inzwischen gelungen sein – laden das stille Gedenken in der die Hände einander reichenden Menschenkette oder an die Stunde des Beginns des entsetzlichen Bombenregens erinnernden Gesänge und Gebete in der Frauenkirche ein. Mag sein, dass sich diese Form des Erinnerns in der Generationenfolge irgendwann auflöst. Aber noch ist ein Gedenken an die Schrecken der Vernichtung des Stadtzentrums ohne Ausblendung der all dies erzeugt habenden Verbrechen des Hitler-Regimes ein lebendiges Ritual.²⁷

Literatur:

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders. / Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a.M.

Bergander, Götz (1994): Dresden im Luftkrieg. Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen. Weimar/Köln/Wien.

Halbwachs, Maurice (1939/1967): Das kollektive Gedächtnis [franz. zuerst 1939]. Stuttgart.

Hauptmann, Gerhart (1996): Iphigenie in Aulis (1940-1943). In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. III. Hg. v. Hans-Egon Hass. Berlin.

Interessengemeinschaft „13. Februar 1945“ (Hg.) (1994): Lebenszeichen. Dresden im Luftkrieg 1944/45 [Begleitbuch zu der gleichnamigen Wanderausstellung]. Dresden.

Klemperer, Victor (1995): Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942-1945. Hg. v. Walter Nowojski. Berlin.

27 Vgl. Rehberg 2002, 2005a und 205b.

Lyotard, Jean-François (1972/72012): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht [frz. zuerst 1972]. Hg. v. Peter Engelmann. Wien.

McKee, Alexander (1983): Dresden 1945 [Das deutsche Hiroshima]. Hamburg/Wien.

Neutzner, Matthias / Jens Herrmann / Arend Zwicker (Hg.) (2006): Gravuren des Krieges/ Scars of War. Dresden 1945. Ein Stadtführer/City Guide. Altenburg.

Programmheft des Staatsschauspiels Dresden: Die Wunde Dresden [Uraufführung am 14.2.2009].

Reichert, Friedrich (1994): Zur Rezeptionsgeschichte des 13. Februar 1945. In: Matthias Griebel (Hg.): Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit [Begleitbuch zur Ausstellung im Stadtmuseum Dresden 1995]. Altenburg, S. 150-161.

Rehberg, Karl-Siegbert (2002): Das Canaletto-Syndrom. Dresden als imaginäre Stadt. In: Ausdruck und Gebrauch. Dresdner wissenschaftliche Halbjahreshefte für Architektur, Wohnen, Umwelt. Hg. v. Achim Hahn. H. 1. Dresden: Thelem, S. 78-88

Rehberg, Karl-Siegbert (2005a), Die unwiderlegbare Stadt. Von der Anklage zur Erinnerung. Die Zerstörung Dresdens wurde lange genug instrumentalisiert. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 15.2.2005, S. 42

Rehberg, Karl-Siegbert (2005b): Mythische Unzerstörbarkeit durch die Katastrophe der Zerstörung. Der 13. Februar als Trauerarbeit zwischen Instrumentalisierung und Widerstand. In: Praktische Theologie, H. 1, S. 46-51

Rehberg, Karl-Siegbert (2012): Bühnenbilder des Untergangs. Das Staatsschauspiel und die ambivalente Kontinuität eines traumatisierten Erinnerens an die Zerstörung Dresdens. In: Wilfried Schulz / Harald Müller / Felicitas Zürcher (Hg.): Staatsschauspiel Dresden. 100 Jahre Schauspielhaus. Berlin, S. 195-206.

Rehberg, Karl-Siegbert / Matthias Neutzner, (2015): The Dresden Frauenkirche as a Contested Symbol. The Architecture of Remembrance after War. In: Marie-Louise Stig Sørensen / Dacia Viejo-Rose (Hg.) War and Cultural Heritage. Biographies of Place. Cambridge: Cambridge University Press, S. 98-127

Rehberg, Karl-Siegbert / Franziska Kunz / Tino Schlinzig (Hg.) (2016): PEGIDA. Rechtspopulismus zwischen Fremdenangst und „Wende“-Enttäuschung? Analysen im Überblick. Bielefeld.

Ungezählt? Namenlos? **Die Instrumentalisierung der Dresdner Luftkriegstoten des Februar 1945.**

In den 38 Stunden zwischen dem späten Abend des 13. Februar 1945 und der Mittagszeit des 15. Februar 1945 war die Stadt Dresden viermal hintereinander Ziel britischer und US-amerikanischer Luftangriffe.¹ Sie verursachten den Tod von bis zu 25.000 Menschen. Zwei Drittel von ihnen waren Erwachsene im Alter zwischen 18 und 70 Jahren, etwas mehr als die Hälfte Frauen, jedes sechste Todesopfer ein Kind oder Jugendlicher. Sie gehörten nahezu zwanzig Nationen Europas und der Welt an.² Unter ihnen waren alle sozialen, religiösen, kulturellen und politischen Gruppen der Stadt zu finden - Einwohner Dresdens wie dorthin Geflüchtete; Zivilisten wie Militärangehörige; Unterstützer und Funktionäre der nationalsozialistischen Diktatur wie deren Opfer: Bomben töten zufällig.

Bereits wenige Wochen später konnte die deutsche Kriegspropaganda ihre letzte erfolgreiche Kampagne bilanzieren: Das Schicksal der Dresdner Luftkriegstoten war zum Kern einer symbolhaften Erzählung geworden, die rasche Verbrei-

1 Für eine Gesamtdarstellung der Luftangriffe auf Dresden siehe das Standardwerk: Götz Bergander: Dresden im Luftkrieg. Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen. Weimar, Köln, Wien 1994 (Erstausgabe 1977).

2 Matthias Neutzner, Nicole Schönherr, Alexander von Plato, Helmut Schnatz: Abschlussbericht der Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945. Dresden 2010, https://www.dresden.de/media/pdf/stadtarchiv/Historikerkommission_Dresden1945_Abschlussbericht_V1_14a.pdf, abgerufen 4.2.2017.

tung in Europa, den USA und in weiteren Teilen der Welt gefunden hatte. Die »Zerstörung Dresdens«, so die propagandistische Schlagzeile aus dem Goebbels-Ministerium³, wurde zur Chiffre zunächst für den Luftkrieg der westlichen Kriegsgegner Deutschlands, später allgemeiner für das Leid der Zivilbevölkerung und den Verlust von Kulturgut im Krieg. Seitdem wird das Geschichtssymbol der *Zerstörung Dresdens* kontinuierlich öffentlich verwendet, vielfältig reflektiert und in unterschiedlichen, teils entgegengesetzten Deutungen politisch instrumentalisiert. In dieser mehr als siebzigjährigen Nachgeschichte des 13. Februars 1945 gründet die exemplarische Bedeutung sowohl des historischen Geschehens als auch des öffentlichen Erinnerns daran.

Den narrativen Kern des Symbols bildet ein doppelter Superlativ: Erzählt wird die einzigartige Zerstörung einer einzigartigen Kulturstadt. Die Toten der Luftangriffe dienen dabei als wichtigster Beweis für die einmalige Dimension der Katastrophe – genauer: die Zahl der Toten, noch genauer: die vielfach überhöhte Zahl. Diese Symbolerzählung spart einzelne Biografien aus, gilt es doch, die quantitative Dimension des Geschehens jenseits des Konkreten offen zu lassen. In der absichtsvollen Konstruktion und im öffentlichen Gebrauch des Geschichtssymbols – sei es als Mythos, Verweis, Argument oder Illustration – werden die getöteten Menschen zum abstrakten Opferkollektiv: »WIE VIELE STARBEN? WER KENNT DIE ZAHL?« Die 1952 formulierte Inschrift der Mahnmalwand auf dem Dresdner Heidefriedhof verwendet Fragen als Behauptung: Ungezählt und unzählbar seien die »NAMENLOSEN [.] DIE HIER VERBRANNT«,⁴

Diese hoch emotionale Aura des Exemplarischen und überzeitlich Gültigen ist seit 1945 vielfach politisch verwendet worden – als Kriegspropaganda Nazi-Deutschlands, als Appell für den antifaschistischen Aufbau in der sowjetischen Besatzungszone, als DDR-Anklage gegen den westlichen Imperialismus, als Relativierung nationalsozialistischer Verbrechen durch rechtsextreme Akteure und mit weiteren Absichten mehr. In all diesen Deutungen blieben die Luftkriegstoten des Februar 1945 kollektiviertes Objekt. Erst in der kritischen Auseinandersetzung mit der DDR-Gesellschaft und ihrer Geschichtspolitik in den Jahren nach

3 Vgl. u.a. Meldung Deutscher Pressedienst, Stockholm, 19.2.1945. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Stockholm 733.

4 Der vollständige Text der Inschrift auf der Mahnmalwand lautet: »WIE VIELE STARBEN? WER KENNT DIE ZAHL? | AN DEINEN WUNDEN SIEHT MAN DIE QUAL | DER NAMENLOSEN DIE HIER VERBRANNT | IM HÖLLENFEUER AUS MENSCHEN HAND«

1980 begannen einzelne bürgerschaftliche Gruppen, die Getöteten differenziert in ihren individuellen Biografien zu thematisieren. So verwies die von kirchlichen Friedenskreisen erarbeitete Ausstellung »Oder Dresden...« im Jahr 1985 auf die Verstrickungen von Dresdnerinnen und Dresdenern in die Nazi-Diktatur.⁵ Im Ausstellungsprojekt »Lebenszeichen. Dresden im Luftkrieg« stellte 1989 eine in der Gesellschaft für Heimatgeschichte des Kulturbundes organisierte Gruppe exemplarisch unterschiedliche Biografien nebeneinander – vom Funktionär der Stadtverwaltung bis zur jüdischen Dresdnerin am Vorabend der angekündigten Deportation.⁶ Parallel wurden Dresdner Orte von NS-Verbrechen thematisiert und mit konkreten Personen verbunden – etwa am 13. Februar 1990 mit einem Sternmarsch von Täterorten des Holocausts ins Stadtzentrum.

In der zunehmend kritischen Auseinandersetzung mit den ahistorischen Auslassungen, Verdrängungen und Überhöhungen der symbolhaften Dresden-Erzählung blieb eine differenzierte Beschäftigung mit den Biografien der Luftkriegstoten dennoch Ausnahme. Die wissenschaftliche Arbeit konzentrierte sich zunächst darauf, schrittweise die dramatischen Leerstellen in der Regionalgeschichte der Zeit vor und nach 1945 zu schließen. Oral-History-Projekte wie das der *Interessengemeinschaft 13. Februar 1945* adressierten Zeitzeugen.⁷ Erst als im Jahr 2004 bürgerschaftliche Aktivisten den Dresdner Oberbürgermeister veranlassten, eine Historikerkommission zu berufen, um die Zahl der durch die Luftangriffe im Februar 1945 getöteten Menschen wissenschaftlich festzustellen, wurden individuelle Tote zum Gegenstand einer breit angelegten Untersuchung: In der von der Kommission in mehrjähriger Arbeit erstellten Datenbasis sind Informationen »zu etwa 24.900 namentlich bekannten Dresdner Luftkriegstoten enthalten, von denen etwa 20.100 sicher oder wahrscheinlich im Februar 1945 getötet wurden«.⁸

Mittlerweile ist ebenso fundiertes wie differenziertes Wissen über den historischen Kontext der symbolbeladenen Luftangriffe auf Dresden verfügbar. Noch immer aber diskutiert die Dresdner Stadtgesellschaft kontrovers darüber, mit

5 Winfried Werner: ...oder Dresden. Dresden 1987.

6 Fachgruppe »13. Februar 1945« der Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund der DDR, Ausstellung »Lebenszeichen. Dresden im Luftkrieg«, Museum für Geschichte der Stadt Dresden, 17.9. bis 8.10.1989.

7 Vgl. Matthias Neutzner (Hrsg.): Martha Heinrich Acht – Dresden 1944/45. Dresden 2003 (4. Auflage, Erstausgabe 1995).

8 Neutzner et. al., Abschlussbericht (wie Anm. 2), S. 50.

welchen Zielen und in welcher Weise verantwortlich an Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg in unserer Stadt erinnert werden soll. Wenngleich gesellschaftlich marginalisiert, tradieren rechtsextreme Gruppen weiterhin die ahistorischen Superlative der Symbolerzählung – und beziehen sich weiterhin auf die Toten des 13. Februar 1945.

Vor diesem Hintergrund lohnt es, noch einmal genauer nachzuvollziehen, wie das Erinnern an die 1945 in Dresden getöteten Menschen politisch instrumentalisiert, ihre individuellen Biografien kollektiviert und in die Symbolkonstruktion einbezogen wurden. Im folgenden Teil dieses Beitrags soll dies in acht Abschnitten knapp nachvollzogen werden – beginnend mit den praktischen und propagandistischen Vorbereitungen auf die Luftkriegstoten, lange bevor die ersten Bomben auf Dresden fielen, endend mit der Verankerung der Symbolerzählung in der städtischen Identität in den 1950er Jahren.

I.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden wie überall im »Dritten Reich« auch in Dresden systematisch alle Bereiche des öffentlichen Lebens auf einen kommenden Krieg vorbereitet. Für das Bestattungswesen resultierte dies in zwei neuen Aufgabenfeldern: Im Zuge der Luftschutzvorbereitungen wies man bereits 1938 geeignete Flächen für »Massenbestattungen« aus.⁹ Ein Jahr später, mit dem Beginn des Krieges, ordnete das Oberkommando der Wehrmacht für alle Militärstandorte »die Errichtung gemeinsamer Begräbnisstätten« für getötete Militärangehörige an.¹⁰ Es lag nahe, für diese Aufgaben den gerade eröffneten städtischen Heidefriedhof vorzusehen, der über ausreichende Flächen verfügte. Die Gartenverwaltung überarbeitete die Entwürfe; im März 1939 wies der Gesamtplan erstmals einen *Ehrenhain* aus.¹¹ In den ersten Jahren des Krieges schien es nicht dringlich, diese Pläne umzusetzen: Die Toten der Dresdner Wehrmachtseinheiten wurden an den noch fernen Fronten begraben; für diejenigen Militärangehörigen, die in den Lazaretten oder Kasernen vor Ort starben,

9 Schreiben der Verwaltung des Elias-, Trinitatis- und Johannfriedhofs an das städtische Bestattungsamt, 9.6.1938: Archiv Johannfriedhof, E.1.1, unpaginiert.

10 Runderlaß des Ev.-luth. Landeskirchenamts Sachsen an alle Kirchenvorstände, 9.9.1940: Archiv Johannfriedhof, E.1.1, unpaginiert.

11 Gesamtplan Heidefriedhof Dresden, 27.3.1939 (Durchzeichnung vom 28.9.1971 und neuerlich 8/1980), in: Simone Meinel: Rekonstruktion und Erweiterung des Heidefriedhofes Dresden (Diplomarbeit Technische Universität Dresden, Sektion Architektur, Bereich Landschaftsarchitektur). Dresden 1980. Anhang, unpaginiert.

genügte der Standortfriedhof der Dresdner Garnison. Auch die alliierten Luftangriffe berührten die Stadt noch nicht. Weit im Inneren des Deutschen Reiches gelegen, konnte man hier noch 1942 darauf vertrauen, für die britischen und amerikanischen Bomberflotten kaum erreichbar zu sein.

Dennoch: Die Verantwortlichen von Stadtverwaltung, Polizei und manch anderen Dienststellen analysierten den Bombenkrieg genau. Inspektionsreisen in die schon angegriffenen Städte wurden unternommen, Erfahrungen ausgetauscht, Planungen angepasst, komplexe eigene Vorkehrungen getroffen.¹² Dazu gehörte auch, die Bestattung von Luftkriegstoten vorzubereiten – eine Aufgabe, die Stadtgartendirektor Balke als *Leiter der Begräbnismaßnahmen* im städtischen Einsatzstab zu verantworten hatte. Dies geschah gründlich und umfassend: Einsatzgruppen wurden aufgestellt und detaillierte Dienstanweisungen erlassen. Man hielt Transportmittel, Säрге und Formulare bereit, richtete »Totensammelstellen« ein, regelte die Identifikation und Registratur der Toten und anderes mehr. Aber schon im Laufe des Jahres 1943 mussten die Vorkehrungen ausgeweitet und grundlegend angepasst werden: Die alliierten Bombardements reichten immer weiter, wurden immer effizienter und damit tödlicher. Die Verantwortlichen in Dresden hielten die Stadt nun für unmittelbar gefährdet. Und sie wussten, wie verlustreich ein großer Luftangriff für die Bevölkerung werden würde. Eilig suchte man einen zweiten Friedhof im Süden der Stadt, um die vielen Toten, die nun erwartet wurden, nicht über Dutzende Kilometer transportieren zu müssen. Der einzige ausreichend große Friedhof im Stadtgebiet war ein kirchlicher, und Stadtgartendirektor Balke musste hart verhandeln, ehe die gartengestalterischen und finanziellen Bedenken der Kirchenbeamten ausgeräumt waren.¹³ Ein halbes Jahr später, Anfang 1944, verfügte Dresden über zwei vorbereitete Flächen für Massenbestattungen – jeweils eine auf jeder Seite des Flusses, mit Platz für etwa 10.000 Tote auf dem städtischen Heidefriedhof und für weitere 2000 auf dem kirchlichen Johannisfriedhof.¹⁴

Auch die Sprachregelungen waren längst getroffen: Die Getöteten, auf die sich die Dresdner Behörden vorbereiteten, würden – sofern als *deutsch* und *arisch*

12 Zu den Vorkehrungen der Dresdner Behörden auf den Luftkrieg siehe ausführlich: Neutzner, Martha Heinrich Acht (wie Anm. 7), S. 27–33.

13 Vgl. Schriftwechsel August bis November 1943 zwischen Stadtverwaltung und Verwaltung des Elias-, Trinitatis- und Johannisfriedhofs: Archiv Johannisfriedhof, E.1.I, unpaginiert.

14 Bericht Bauverwaltung, 19.2.1945: Stadtarchiv Dresden, 2.3.11, Stadtbauamt A, Nachtrag III, Bl. 2.

klassifiziert – als *Gefallene* verstanden werden, also sprachlich in der Wertung ihres Todes und im Ritus des Begräbnisses Militärangehörigen gleichgestellt sein. Ihren Tod hatte die nationalsozialistische Propaganda als *Opfer für das Volk*, als sinnvoll und heldenhaft darzustellen.

II.

Das Grauen der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 fassten die Überlebenden in einem Erzählbild zusammen: *Feuersturm*. Die von den Dresdner Behörden erwartete Katastrophe war eingetreten und übertraf in ihrer Dimension selbst die pessimistischen Planungen der Verantwortlichen.¹⁵ Die behördlichen Organisationsanweisungen hatten eine dreiteilige Skala für die »Anzahl der Todesopfer« definiert. Der bloße Augenschein reichte nun aus, um das Regelwerk der dritten und restriktivsten Stufe auszulösen: Um die »Begräbnismaßnahmen« überhaupt bewältigen zu können, durften Bestattungen jetzt nur noch auf den beiden vorab bestimmten Friedhöfen erfolgen. Angehörige hatten kein Mitspracherecht mehr und keinen Zutritt.¹⁶ So beorderte man am Tag nach den nächtlichen Luftangriffen alle Bestattungstrupps auf die beiden Friedhöfe, wo jeweils ein höherer Beamter des Gartenamtes die Leitung übernahm.¹⁷ Verstärkt durch Kriegsgefangene, begannen die Männer der Trupps damit, die abgesteckten Gräben auszuheben. Tagtäglich trafen nun die geborgenen Toten ein. Am Heidefriedhof waren es bereits in der ersten Woche mehr als 9000 Leichen, die man, meist mit Pferdefuhrwerken, aus dem etwa acht Kilometer entfernten Stadtzentrum herankarrte. Die Körper wurden unter den Bäumen am Rande der Begräbnisfläche ausgelegt, wo zunächst Beamte der Kriminalpolizei versuchten, die Identität der Toten festzustellen. Ein Karteiführer des Bestattungstrupps registrierte die Angaben, ehe man die Leichen in die Gräben schichtete – ohne Sarg, auf der Seite liegend und so eng nebeneinander wie irgend möglich. Nach dem Verfüllen erhielt jede Grabstelle eine schmale Holzleiste als Markierung, auf der die Registriernummer des Toten verzeichnet war.

Die primitive Logistik musste um höchste Effizienz bemüht sein: Auf dem Heidefriedhof unterteilte man daher die vorbereitete Grabfläche in vier

15 Zur Situation in Dresden nach den Luftangriffen im Februar 1945 siehe: Neutzner, Martha Heinrich Acht (wie Anm. 7), S. 83ff.

16 Stadtarchiv Dresden, 9.1.13, Nachtrag 3, Bl. 216.

17 Die folgende Darstellung der Bestattungsarbeiten nach: Neutzner: Martha Heinrich Acht (wie Anm. 7), S. 91–94, ergänzt durch Dokumente in Stadtarchiv Dresden, 9.1.13., 2.3.11 und 2.3.15.

gleich große Felder, auf denen parallel bestattet werden konnte. Westlich der Hauptachse wurden die identifizierten, gegenüber vor allem die unbekanntenen Toten begraben. In jedem Feld hob man nebeneinander sieben etwa 60 Meter lange Gräben aus und füllte sie mit Körpern. Zwar wurden die Toten mit jeder Reihe dichter bestattet, dennoch war rasch deutlich geworden, dass die vorbereiteten Flächen kaum zwei Wochen ausreichen würden.¹⁸ So erhielt das städtische Vermessungsamt den Auftrag, am südöstlichen Rand der Lichtung vier weitere, kleinere Begräbnisflächen abzustecken. Dort musste nun zunächst gerodet und dann neuerlich ausgeschachtet werden. Das kostete zwar Zeit, war aber zu bewältigen, während sich ein anderes Problem als nicht lösbar erwies: Mit den völlig unzureichenden Transportmitteln war es unmöglich, die täglich geborgenen Toten so rasch wie notwendig zu den Friedhöfen zu transportieren. Daher beschlossen die Verantwortlichen, die Leichen nun in der zerstörten Stadtmitte zu sammeln und auf dem Altmarkt zu verbrennen. Drei Wochen nach den Luftangriffen war dies abgeschlossen; die Asche von 6.865 Toten brachte man zum Heidefriedhof. Der *Leiter der Bestattungsmaßnahmen* legte den Ort für eine Grube fest, und in dieses »Aschegrab«, nördlich der Grabflächen in der Achse der Waldschneise gelegen, wurden die Reste geschüttet. Nach dem Abschluss der Verbrennungen wurden neuerlich Tote zum Heidefriedhof transportiert, allerdings nahm ihr Zahl nun stetig ab. Das letzte der vier neu erschlossenen Grabfelder blieb zur Hälfte leer. Als die sowjetische Armee am 8. Mai 1945, dem letzten Tag des Krieges, nach heftigen Kämpfen auch Dresden besetzte, bargen die acht Grabfelder und die Aschegrube auf dem Heidefriedhof die sterblichen Reste von mehr als 17.000 im Februar getöteter Menschen.

Während der dreizehn Wochen zwischen den Februar-Luftangriffen und dem Ende des »Dritten Reiches« war der Friedhof für die Dresdner weitgehend gesperrt geblieben. Dabei hatte die lokale Führung der NSDAP noch im März 1945 eine »Totenehrung« an den Gräbern durchführen wollen.¹⁹ Man verfügte bereits über Erfahrung mit solcherart Inszenierungen: Erst knapp drei Wochen vor dem Dresdner Feuersturm hatte die Kreisleitung der Partei mit einer Gedenkfeier auf die 334 Toten eines Luftangriffes am 16. Januar 1945 reagiert. Dazu wurden die renommiertesten Klangkörper der Stadt aufgeboten: Der Dresdner Kreuzchor sang, die Sächsische Staatskapelle spielte. Eine Einheit des Volkssturms sorgte für das militärische Zeremoniell und demonstrierte

18 Zur Methodik der Rekonstruktion der Abläufe auf dem Heidefriedhof siehe: Neutzner et. al.: Abschlussbericht (wie Anm. 2), S. 39f.

19 Stadtarchiv Dresden, 9.1.13, Nachtrag 1, Bl. 8.

symbolhaft die gewünschte Durchhalte-Botschaft.²⁰ Zwei Monate später fehlten für eine solche Kundgebung alle notwendigen Ressourcen: Chor und Orchester waren zerstreut, und die noch mobilisierbaren Volkssturmmänner hatte man in den Trümmern der Stadt eingesetzt oder an die nahe Ostfront transportiert. Militärführung und städtische Behörden suchten das Stadtgebiet mit allen Mitteln als *Festung* auszubauen und auf den Widerstand gegen die von Osten und Westen vorrückenden alliierten Armeen vorzubereiten.²¹

III.

Somit musste die propagandistische Reaktion der NS-Führung auf Rundfunk und Presse beschränkt bleiben. Am Nachmittag des 14. Februar 1945 – die Bomber der dritten Angriffswelle befanden sich noch auf dem Rückflug – wurde Dresden zum Gegenstand einer der letzten deutschen Propagandakampagnen des Zweiten Weltkrieges.²² Auswärtiges Amt und Propagandaministerium hatten den alliierten Bombenkrieg Wochen zuvor zu einem der zentralen Themen der Auslandsarbeit erklärt; die Luftangriffe auf Dresden boten nun Gelegenheit, dies wirksam aufzugreifen. Seit dem 15. Februar verbreiteten die deutschen Zeitungen und Rundfunksender, die Auslandsagenturen und die Pressedienste der deutschen Gesandtschaften eine in Goebbels Stab ausgearbeitete ausführliche Stellungnahme. Vage Beschreibungen eines »riesenhaften Terrorangriffs« und der rasch eingeführte Terminus der »Zerstörung Dresdens« deuteten auf eine Katastrophe von bisher beispiellosem Ausmaß.²³ Mit der massiven Anklage eines »Verbrechens am Kulturbesitz der Welt«²⁴ – belegt durch schwärmerische Schilderungen des Wertes der nun verlorenen Dresdner Bauten – verdeckte die nationalsozialistische Propaganda sofort und wirkungsvoll jede militärische Bedeutung der Stadt: Dresden wurde zu einem Ort allein der Kunst, fernab des

20 Neutzner: Martha Heinrich Acht (wie Anm. 7), S. 69.

21 Zur Situation in Dresden zwischen Februar und Mai 1945 siehe: Neutzner: Martha Heinrich Acht (wie Anm. 7) S. 83–107. Zur militärischen Bedeutung Dresdens im gleichen Zeitraum siehe: Rolf-Dieter Müller: Die militärische Bedeutung Dresdens im Frühjahr 1945 und die Auswirkungen der alliierten Luftangriffe, in: Rolf-Dieter Müller, Nicole Schönherr, Thomas Wide-ra (Hrsg.): Die Zerstörung Dresdens 13. bis 15. Februar 1945. Göttingen 2010, S. 75–99.

22 Vgl. Matthias Neutzner: Vom Alltäglichen zum Exemplarischen, in: Oliver Reinhard, Matthias Neutzner und Wolfgang Hes-se (Hrsg.): Das rote Leuchten – Dresden und der Bombenkrieg. Dresden 2005, S. 110ff.

23 Meldung des Deutschen Nachrichtenbüros vom 15.2.1945, zitiert in: Neutzner: Vom Alltäglichen (wie Anm. 22), S. 113.

24 Der Freiheitskampf, Dresden 17./18.2.1945, S. 1.

Krieges. Die Angriffe auf eine solcherart unschuldige Stadt konnten damit, ohne dass es eines weiteren Beweises bedurft hätte, nur militärisch sinnlos sein. Der unterstellte Zweck – die Vernichtung des deutschen Volkes und seiner Kultur – schien bewiesen. Über die Berliner Korrespondenten aus neutralen Ländern gelangten – umfassend überwacht und gesteuert vom deutschen Propagandaapparat – dramatische Schilderungen der Bombennacht und ihrer Auswirkungen in die Welt. Beinahe täglich war Dresden in den Medien der neutralen und alliierten Länder präsent.

Die britischen und US-amerikanischen Befehlshaber ihrerseits verwiesen auf die militärische Bedeutung Dresdens und ordneten die Zerstörungen in die hervorragende Bilanz einer gewaltigen Luftoffensive ein, die nun täglich Tausende Flugzeuge gegen Deutschland führte. Doch selbst in der alliierten Presse wurde diese militärische Erfolgsgeschichte rasch von Schreckensmeldungen über ungeheure Verluste an Kulturgut und Menschenleben in Dresden überlagert. Als in Stellungnahmen der Alliierten die deutsche Terroranklage nur halbherzig und von Pannen begleitet dementiert wurde, nutzten dies die Berliner Verantwortlichen sofort aus und intensivierten knapp eine Woche nach den Luftangriffen ihre Dresden-Kampagne. Nun wurde neu und nachdrücklich das Flüchtlings-Thema eingeführt. Die Darstellung zahlreicher Menschen, die nach Dresden geflohen waren, verlieh der Stadt eine zusätzliche Aura der Unschuld und Wehrlosigkeit; die Luftangriffe wurden noch eindeutiger zum »feigen Anschlag«.²⁵ Um die Wucht dieser Anklage zu verstärken, lancierte das Propagandaministerium drastisch überhöhte Angaben zur Zahl der in Dresden Getöteten an die schwedische Presse, um sie dann – wider besseres Wissen – in der eigenen Auslandspropaganda zitieren zu können.²⁶

Anfang März 1945 leitete ein überaus wirkungsvoller Aufsatz in der von Goebbels gegründeten Wochenzeitung *Das Reich* den Höhepunkt der propagandistischen Ausnutzung der Dresdner Katastrophe ein.²⁷ In sorgsam abgewogener Sprache wurden hier zum ersten Mal packende, bildhaft erzählte Details der Luftangriffe berichtet und mit der subtilen Zeichnung der unschuldigen Kunststadt verbunden. Weltweit in Umlauf gebracht, verfehlte die bislang ungekannte Offenheit der Darstellung ihre Wirkung nicht. Nach wochenlanger Medien-

25 Der Freiheitskampf, Dresden 21.2.1945, S. 1, zitiert in: Neutzner: Vom Alltäglichen (wie Anm. 22), S. 119.

26 Vgl. Neutzner: Vom Alltäglichen (wie Anm. 22), S. 115ff.

27 Rudolf Sparing: Der Tod von Dresden, in: *Das Reich*, 4.3.1945.

präsenz in den alliierten und neutralen Ländern war der Städtenamen Dresden auch dort nun endgültig zur Chiffre für den Bombenkrieg gegen Deutschland geworden, deren emotionale Wucht zumindest gelegentliche Irritationen in der Öffentlichkeit erzeugte und die Verantwortlichen in Erklärungsnot brachte. Die deutsche Propaganda suchte diesen Erfolg auszubauen und verbreitete die Anklage nun auf allen verfügbaren Wegen – vom Frontflugblatt bis zur Fotomappe für den Auslandseinsatz²⁸

Den Verlauf des Krieges beeinflusste dies nicht. Ein weiterreichendes Propagandaziel aber wurde erreicht: Mit der symbolhaften Erzählung von der einzigartigen, unschuldigen Stadt und ihrer sinnlosen, einzigartigen Vernichtung durch die alliierten Sieger hatte die nationalsozialistische Führung ein nachhaltig wirkendes Entlastungsargument für eigene Verbrechen in Stellung gebracht. Die Zerstörung Dresdens als „größte Katastrophe des Krieges“ war in der Welt. Der Dichter und Augenzeuge Gerhart Hauptmann lieferte der NS-Propaganda das gewünschte Fazit: »Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens«.²⁹

IV.

Die letzte britische Luftaufnahme vom Dresdner Heidefriedhof entstand am 11. Mai 1945, vier Tage nach Kriegsende. Sie zeigt die beiden westlichen Grabfelder des Ehrenhains geordnet, die Erdarbeiten an den parallelen Grabreihen bereits abgeschlossen, während ein Teil der gegenüberliegenden Flächen noch wüst daliegt. Schon aber ist diese karge Realität in der propagandistisch erzeugten *Dresden-Erzählung* aufgehoben. Hier die aneinander geschichteten Leichen, die Holzstäbchen mit Nummern und einigen Tausend Namen, die Aschegrube mit den Resten der auf dem Altmarkt Gezählten, die Friedhofskarteien, die Zahlenmeldungen und Verlustbilanzen – all die nüchterne Registratur des Geschehenen. Dort die bereits ins Mythische entrückte Erzählung von den *Ungezählten*, die eine apokalyptische Katastrophe getroffen hat. Noch bevor die Überlebenden Gelegenheit bekamen, das Grab ihrer Angehörigen oder Nachbarn aufzusuchen, war deren Individualität bereits vom stilisiert erzählten Opferkollektiv verdeckt. Das Konkrete der so unterschiedlichen Biographien und Tode,

28 Vgl. Neutzner: Vom Alltäglichen (wie Anm. 22), S. 124f.

29 Gerhart Hauptmann: Dresden. Erstveröffentlichung unter dem Titel »Die Untat von Dresden. Gerhart Hauptmann klagt an«, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 6.4.1945. Zur propagandistischen Nutzung im Ausland vgl. Neutzner: Vom Alltäglichen (wie Anm. 22), S. 125.

das Zählbare, die Namen, all das verschwand jenseits der Friedhöfe in einem uniformen Plural ohne quantitative Begrenzung. Und dies auf paradoxe Weise selbst bei den Augenzeugen: Ohne offizielle Nachrichten zu Ausmaß und Hergang der Katastrophe, im Angesicht der weiten Trümmerlandschaften, im Verlust der getöteten oder zerstreuten Familien und Nachbarschaften, waren sie nur zu sehr bereit, sich die behauptete Einzigartigkeit der *Dresden-Erzählung* zu eigen zu machen. Zu dieser gehörte nun bereits untrennbar das Motiv der namenlosen und unzählbaren Toten, an dem man selbst dann festhielt, wenn im eigenen Fall die getöteten Nächsten ein Grab erhalten hatten – ein wenig würdiges zwar, aber eben doch nicht namenlos und erst recht nicht ungezählt.

V.

Bereits wenige Monate nach dem Ende des Krieges und dem Zusammenbruch der Nazidiktatur griff die nunmehr kommunistisch dominierte Dresdner Stadtverwaltung das Erinnern an die Katastrophe des Februar 1945 ihrerseits propagandistisch auf: In zahlreichen öffentlichen Kundgebungen zum ersten Jahrestag der Luftangriffe wurde versucht, das Gedenken an Zerstörung und Tod zum Impuls für einen antifaschistischen Wiederaufbau zu machen. Das schlug weitgehend fehl, sodass die Zerstörungserzählung in den folgenden Jahren nicht wieder öffentlich genutzt wurde. Aber schon während des Jahres 1948 begann sich dies zu ändern: In gleichem Maße, wie sich die Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den westlichen Alliierten im *Kalten Krieg* verschärfte, wandten auch die politischen Machthaber in der sowjetischen Besatzungszone die Dresden-Erzählung aggressiver an. Im Februar 1950 inszenierte die politische Führung den fünften Jahrestag der Bombennacht bereits als großangelegten »Nationalen Kampftag gegen die amerikanischen Kriegshetzer.«³⁰ Binnen dreier Jahre hatte sich so der öffentliche Umgang mit dem Erinnern an die Dresdner Katastrophe dramatisch gewandelt. Dies lag nicht allein daran, dass keine Rücksicht mehr auf die ehemaligen Verbündeten der Sowjetunion genommen werden musste, sondern vor allem an einer neuen Zweckbestimmung des Gedenkens: Antifaschistische Mobilisierung stand nicht mehr allein im Mittelpunkt, wichtiger wurde eine Stabilisierung der bestehenden Ordnung im Zeichen des Friedensmotivs. Die 1949 gegründete *Deutsche Demokratische Republik* und ihre Staatspartei SED mussten nun bestrebt sein, eine möglichst

30 Ausführlich dazu: Matthias Neutzner: Vom Anklagen zum Erinnern. Die Erzählung vom 13. Februar, in Oliver Reinhard, Matthias Neutzner und Wolfgang Hesse (Hrsg.): *Das rote Leuchten – Dresden und der Bombenkrieg*. Dresden 2005, S. 135–144.

breite Legitimation in der Bevölkerung sowie außenpolitische Akzeptanz zu erhalten. Knapp fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bot sich das Thema *Frieden* für eine solche Profilierung sowohl nach innen als auch nach außen an. Die SED-Propaganda stellte die junge DDR als Staat dar, der kompromisslos die Wurzeln der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft beseitigt und Frieden zum zentralen Leitbild erhoben hat. Im Gegensatz dazu warf sie der Bundesrepublik Deutschland vor, in der Traditionslinie des *Dritten Reiches* zu stehen und durch ihre enge Bindung an den westlichen Staatenblock den Frieden zu gefährden. Insbesondere die USA wurden für militärische Aufrüstung und politische Konfrontation verantwortlich gemacht; die westdeutsche Republik erschien als aggressiver Vasall der »Friedensfeinde«.

In diesem argumentativen Kontext war das Erinnern an die Gräueltaten des Krieges mehrfach nützlich: als Verpflichtung und Mobilisierung zum Aufbau des ostdeutschen Friedensstaates, als Identifikationsklammer mit dessen Gesellschaftssystem, als Abgrenzung zum imperialistischen Westen. Um diesen Dreiklang auszulösen, wurden wirkmächtige historische Erzählungen benötigt. Die festgefügte Erzählung von der *Zerstörung Dresdens* bot alle diese Voraussetzungen. In Deutschland – Ost wie West – symbolisierte sie eine allgemein verständliche und von vielen geteilte Leiderfahrung, deren emotionale Kraft ungeschmälert geblieben war. Auch in Westeuropa und den USA hatte *Dresden* bereits 1945 symbolische Bekanntheit erlangt, sodass die ostdeutsche Propaganda hoffen konnte, mit diesem Erinnerungsmotiv in den Ländern des Westens sowohl Sympathisanten im Engagement für den Frieden als auch Kritiker der gesellschaftlichen Entwicklungen zu erreichen. Es lag also nahe, die Jahrestage der Luftangriffe nicht nur lokal, sondern als DDR-weite und möglichst europäische Gedenk- und Bekenntnisinszenierung zu begehen. Dies wurde ab 1950 jährlich mit einem heute grotesk anmutenden Aufwand an öffentlichen Manifestationen, Besuchsprogrammen und ideologischen Bekundungen jedweder Form versucht.³¹

In all diese propagandistischen Aktivitäten mussten zwangsläufig auch die Grabstellen der Toten des 13. Februar 1945 einbezogen werden. Dafür kam allein der städtische Heidefriedhof in Frage, wo die Mehrzahl der Getöteten bestattet worden war. Jedoch hatte es der dramatische wirtschaftliche Mangel der unmittelbaren Nachkriegsjahre bislang verhindert, die Gräber in einen würdigen Zustand zu versetzen. Als das Berliner Politbüro der SED am

31 Ausführlich dazu: Neutzner: Vom Anklagen (wie Anm. 30), S. 139–141.

Jahresende 1949 die erste nationale Dresden-Kampagne beschloss und die Vorbereitungen begannen, war es für eine Aufwertung der Grabanlage längst zu spät. Der Zugang zu den vernachlässigten Gräberfeldern wurde temporär durch ein hölzernes Bühnenbild verdeckt, dessen Inschrift den vorgegebenen Imperativ explizierte: »13. Februar. Wir gedenken der Toten im Kampf für den Frieden«. Vor dieser Kulisse arrangierte man am Vormittag des 10. Jahrestages der Luftangriffe zum ersten Mal eine offizielle Kranzniederlegung – ein Ritual, das von nun an alljährlich wiederholt werden sollte. Hinter dem Sichtschutz für die offiziellen Gäste lagen die Grabfelder unverändert wüst.

VI.

Erst drei Jahre später konnte endlich, wenngleich mit vielerlei Improvisationen und Unterbrechungen, mit dem Bau einer repräsentativen Grab- und Gedenk-anlage auf dem Heidefriedhof begonnen werden. In den Jahren seit 1945 hatten jedoch viele Angehörige bereits zur Selbsthilfe gegriffen und die Gräber der Luftkriegstoten notdürftig gestaltet. Nun mussten sie nachdrücklich davon überzeugt werden, die individuelle Kennzeichnung der Gräber zugunsten einer »einheitlichen Gestaltung des Ehrenhaines« aufzugeben. Bereits im Vorjahr hatte man eine Versammlung mit diesem Ziel einberufen, war jedoch am gemeinsamen Widerstand der Versammelten gescheitert.³² Um weiteres öffentliches Aufsehen zu vermeiden, versuchte die Verwaltung nunmehr, die Betroffenen in Einzelgesprächen zur Zustimmung zu bewegen. Die »gemeinsame Ruhestätte« begründete man sicherheitshalber mehrfach: Alle Bestatteten habe das gleiche »namenlose Unglück« getroffen, nun würden sie »Seite an Seite im Schoße der gütigen Allmutter Erde ruhen«, was doch ein »tröstlicher Gedanke« sei. Zudem seien die Grabstellen 1945 ohnehin nicht so zuverlässig gekennzeichnet worden. Und schließlich fehle ja auch vielen anderen, deren Angehörige unbekannt bestattet worden waren, ein genauer Ort für ihre Trauer.³³ Einzelne Angehörige wehrten sich – »im Namen vieler« – heftig dagegen, die »Namen unserer Lieben ausgelöscht zu sehen« (und belehrten als Zeitzeugen die Friedhofsverwaltung nebenher, mit welch behördlicher Sorgfalt die Bestattungen seinerzeit registriert worden seien).³⁴ Andere versuchten, die Umbettung ihrer toten

32 Gartenverwaltung, Einladung und Anwesenheitsliste zur Beratung am 5.8.1951: Archiv Heidefriedhof, unpaginiert. Schreiben Gartenverwaltung, 2.10.1951: Stadtarchiv Dresden, 9.1.4, 268, Bl. 182.

33 Schreiben Bestattungseinrichtungen, 2.4.1953: Stadtarchiv Dresden, 9.1.14, 817, unpaginiert.

34 Schreiben W. Hohlfeld, 8.4.1953: Stadtarchiv Dresden, 9.1.14, 817, unpaginiert.

Angehörigen auf einen kirchlichen Friedhof zu erreichen.³⁵ Die Stadtverwaltung blieb kompromisslos: Eingebunden in die aktuellen geschichtspolitischen Deutungen, hielten es die Friedhofsarchitekten für notwendig, auf jede Individualität der Gräber zu verzichten, um eine dem historischen Geschehen angemessene Anlage schaffen zu können. Anderenorts in der DDR hatte man die Gemeinschaftsgräber der Luftkriegstoten durchaus individuell gekennzeichnet, dem mythischen Superlativ der Dresden-Erzählung entsprach jedoch die anonyme Schicksalsgemeinschaft der Toten weit besser. Ihre Zahl war im öffentlichen Gebrauch längst beliebig zitierbar geworden, nun verschwanden in der größten Grabanlage der Stadt auch die noch erhaltenen Namen – die Toten des 13. Februar 1945 wurden damit endgültig zu *ungezählten* und nun auch *namenlosen Opfern*, die Symbolerzählung erhielt ihren materiellen Beweis.

Die Inschrift auf dem gleichzeitig errichteten Mahnmal vertiefte diese Lesart: In großer Eile hatte die Stadtverwaltung aus zwei Vorschlägen des Dresdner Schriftstellers Max Zimmering, die sich in ihrem propagandistischen Gestus deutlich unterschieden, jene Variante ausgewählt, die weniger plump agitatorisch formuliert war und sich in den Superlativ der Dresden-Erzählung fügte³⁶: Statt »Zwölftausend ruhen hier, verbrannt«, so der Alternativentwurf, zog man es vor, die Toten als ungezählt und namenlos zu bezeichnen. Statt den amerikanischen Imperialismus anzuklagen – »Der Mörder, den man schuldig fand, trug Wallstreets Zeichen an der Hand« –, wurden die Täter in die endzeitliche Metaphorik der Apokalypse entrückt: das »Höllengefeuer aus Menschenhand«. Dresden erschien als mythischer Schicksals- und Leidensort jenseits der Geschichte.

VII.

Währenddessen wurde die propagandistische Nutzung der Dresden-Erzählung auch von den Medien Westeuropas und der USA verfolgt. Ihre Berichte setzten sich kritisch mit der SED-Propaganda auseinander – »Geschichtsfälschung um die Bombardierung Dresdens« titelte die Neue Zürcher Zeitung 1955³⁷ –, erzählten aber von der Schwere der Zerstörungen und dem mühevollen Wiederaufbau. Dresden wurde als die »am stärksten zerstörte Stadt

35 Schreiben R. Hörig, 4.1.1952: Archiv Johannisfriedhof, E.1.1, unpaginiert.

36 Vollständiger Text des Alternativentwurfs: »ZWÖLFTAUSEND RUHEN HIER, VERBRANNT | HABT IHR DEN MÖRDER GUT ERKANNT? | DER MÖRDER, DEN MAN SCHULDIG FAND | TRUG WALLSTREETS ZEICHEN AN DER HAND«.

37 Neue Zürcher Zeitung, Zürich 14.2.1955, S. 2.

Europas« beschrieben, die Zahl der Toten zumeist mit 100.000 angegeben.³⁸ Mit dergleichen regelmäßigen Medienpräsenz blieb die *Zerstörung Dresdens* im Bewusstsein der internationalen Öffentlichkeit. Die Luftangriffe galten weithin als schrecklicher Höhepunkt des Bombenkrieges, wurden aber mit völlig konträren Absichten thematisiert: Die antisemitische Wochenzeitung »The Broom« veröffentlichte bereits 1948 großformatige Aufnahmen der Leichenverbrennungen auf dem Altmarkt – »300.000 Zivilisten in Dresden ermordet« – und klagte den »jüdisch-britischen Säufer Churchill« an.³⁹ Die christliche Vereinigung *Pax* stellte 1957 in den Unterlagen eines Friedenssymposiums den Fall Dresden heraus: 100.000 Tote – »Das ist mehr als wir in Hiroshima umbrachten.«⁴⁰ Und in den Pazifismus-Diskussionen amerikanischer Quäker wurde 1961 auch Dresden, »wo 200.000 Menschen starben«, als Argument genutzt.⁴¹ Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Die symbolhafte Erzählung hatte sich von den geschichtlichen Tatsachen gelöst und blieb für vielerlei Argumentationen brauchbar.

Mythos

Mit der großangelegten propagandistischen Nutzung des öffentlichen Erinnerns an die *Zerstörung Dresdens* während der 1950er Jahre und in Wechselwirkung mit ihrem publizistischen und politischen Widerhall aus Westeuropa und den USA wurde die symbolhaft überhöhte Zerstörungserzählung endgültig zum Teil des städtischen Selbstbilds. Seit der Romantik hatte sich Dresden schwärmerisch als überragender Ort der Kunst und der Schönheit empfunden. Diese Zuschreibung überstrahlte im folgenden Jahrhundert jede andere Sichtweise auf die Stadt. Mit der Katastrophe des 13. Februar 1945 wurde sie unwiderlegbar. In exemplarischer Weise stellte sich Dresden nun als einzigartig dar – einzigartig als Ort der Kultur und des Leids.⁴² Bis in die Gegenwart verkörpern diese beiden Perspektiven die Pole eines immer noch wirkmächtigen Stadt-*Mythos*

38 New York Times, New York 15.3.1956, S. 8.

39 The Broom, East San Diego CA. 9.8.1949, S. 1f.

40 War and Peace. Reprinted from Jubilee, New York 4/1957, London 1957.

41 The Washington Post, Washington DC. 14.5.1961, S. E2.

42 Zu Identität und Mythos im Zusammenhang mit dem öffentlichen Erinnern an die Luftangriffe auf Dresden 1945 siehe: Karl-Siegbert Rehberg, Matthias Neutzner: The Dresden Frauenkirche as a contested Symbol: The Architecture of Remembrance after War. In: Marie Luoise Stig Sørensen, Dacia Viejo Rose (Hrsg.): War and Cultural Heritage. Biographies of Place. Cambridge 2015, S. 98–127.

(hier in der korrekten Bedeutung des Begriffes): Während die wiedererrichtete, barocke Frauenkirche zeichenhaft auf eine glanzvoll überhöhte Vergangenheit und deren als *Wunder* empfundenenes Wiedererstehen verweist, stehen die Toten des 13. Februar 1945 für die zum Geschichtssymbol gewordene Zerstörung. Jede Gemeinschaft benötigt eine selbstverständliche Erzählung vom Eigenen. Der Mythos ist unverzichtbar. Wenn sich die Dresdner Stadtgesellschaft nicht in provinzieller Selbstbeschränkung oder gar ausgrenzender Selbstbezogenheit blockieren will, dann muss diese Selbst-Erzählung bewusst gemacht, kritisch hinterfragt und behutsam neu begründet werden.

Multiperspektivität und das Ende der Mythen.

Hanseatisch-liberale Oase Hamburg und unschuldige Kunst- und Kulturstadt Dresden.

Der Umgang mit der nationalsozialistischen Stadtgeschichte

„Aleppo in Dresden: Wenn Kunst zum Kampf wird. Opfer-Mythos und Nazi-Aufmärsche erschweren das Erinnern am 13. Februar,“ titelt die Sächsische Zeitung am 6. Februar 2017.¹ Eine Installation des Künstlers Manaf Halbouni, bei der drei ausrangierte syrische Linienbusse vertikal vor der Frauenkirche aufgestellt sind, erregt die Gemüter der sich in der PEGIDA-Bewegung und der AfD versammelnden selbsternannten Kämpfer_innen für den Erhalt der europäischen Kultur. Wenig überraschend versuchen die Rechtspopulist_innen den Gedenktag an die Bombardierung Dresdens 1945 auch in diesem Jahr zu vereinnahmen und den jahrzehntelang erinnerungskulturell tradierten Opfer-Mythos der Stadt aufrechtzuerhalten.^{2,3} Erstaunlich ist eher die erst in den vergangenen Jahren in Dresden immer häufiger vertretene Position, es sei gerade der Opfer-Mythos, der das Gedenken erschwere. Mangels aktueller Analyse sprach daher Björn Höcke, Vorsitzender der AfD-Fraktion im Thüringer Landtag, am 17. Januar in einer Saalveranstaltung davon, die Bombardierung Dresdens

1 Martin Fischer: Aleppo in Dresden: Wenn Kunst zum Kampf wird in: Sächsische Zeitung vom 06.02.2017 [<http://www.sz-online.de/nachrichten/aleppo-in-dresden-wenn-kunst-zum-kampf-wird-3606224.html>]

2 Bereits in den Vorjahren hatte die AfD Versammlungen anlässlich des 13. Februars durchgeführt, 2015 mit 50, 2016 mit 300 Personen auf dem Altmarkt.

3 Zu Parallelen der Opfererzählung bzgl. 13. Februar und Anti-Islamismus siehe Drobot/Schroeder 2016, S.277ff.

sei ein „Kriegsverbrechen“ gewesen und der „Feuersturm vernichtete[n] das Elbflorenz und die darin lebenden Menschen“.⁴ Seine Parteikollegen griffen das Gedenken ebenso auf: Der Dresdner Richter Jens Maier verstieg sich dazu, den „Schuld kult für endgültig beendet“ zu erklären, und der Aachener Stadtrat Markus Mohr meinte, „keine andere Stadt ist so sehr Symbol für die Leidenschaft, für den Widerstandswillen und vor allem auch den Wiederaufbauwillen wie Dresden.“ Der Wiederaufbau der Frauenkirche entspreche genau seinem „Verständnis von Zusammenhalt, nämlich dass wir als Volk einander in jeder Situation beistehen, wenn Not am Mann ist.“⁵

Aber auch wenn AfD und PEGIDA durch den Bezug zum Dresdner Bombardierungsdenken das geschichtsrevisionistische Potential mobilisieren können, das in den vergangenen fünf Jahren seinen Gedenkort langsam verloren zu haben schien, haben sich die Kritik am viktimisierenden Gedenken und der daraus resultierende erinnerungskulturell pluralisierende Protest etabliert. Kamen in den 2000er Jahren noch 7000 Teilnehmende zum „Trauermarsch“ von Junger Landsmannschaft Ostdeutschland und NPD oder des Aktionsbündnisses gegen das Vergessen, so hatten Debatten und Sitzblockaden die Attraktivität des Alt- und Neonaziaufmarschs schrumpfen lassen: In den vergangenen Jahren liefen lediglich 500-600 Neonazis, teilweise mit Fackeln, durch Dresden, tausend Polizist_innen sicherten die Versammlung gegen tausend protestierende Demonstrant_innen. Am Nachmittag nahmen zweitausend Menschen am „Mahngang Täterspuren“ teil, am Abend stellten sich knapp über 10.000 Bürger_innen in einer Menschenkette schützend um die Dresdner Altstadt.

2017 dient die Auflehnung der AfD gegen den angeblichen „Schuld kult“ dem rechtspopulistischen Spektrum zur Radikalisierung. Der geschichtspolitische Aufschrei flankiert dabei die in Dresden vor allem montäglichen, rassistisch gerahmten Systemumsturzdrohungen. Die Abgrenzung gegen diese Position im Rahmen des Bombardierungsgedenkens war jedoch bereits 2015 erfolgt.

4 <http://www.tagesspiegel.de/politik/hoecke-rede-im-wortlaut-gemuetszustand-eines-total-besiegten-volkes/19273518.html> [06.02.2017] sowie <http://www.tagesspiegel.de/politik/brandrede-in-dresden-der-totale-hoecke/19267154.html>. Dass Höcke diese Position seit Längerem vertritt, zeigt bspw. ein Leserbrief aus dem Jahr 2006 (<https://www.merkur.de/politik/leserbrief-aus-2006-so-tickte-heutige-afd-mann-bjoern-hoecke-als-lehrer-7316577.html> [05.02.2017])

5 <https://www.youtube.com/watch?v=fHHZYog2y5c> [06.02.2017]

Als Reaktion auf die rechtspopulistischen PEGIDA-Demonstrationen hatte die damalige Dresdner Oberbürgermeisterin Helma Orosz ihre, sich seit 2009 allmählich entwickelnde Kritik an der nationalistisch-fremdenfeindlichen Aufladung des Gedenktages zugespitzt. Zum 70. Jahrestag der Bombardierungen Dresdens begründete Helma Orosz das Gedenken mit einer auf nationalsozialistische Verfolgung bezogenen Aufforderung zum Engagement gegen Rassismus und andere Diskriminierungen: *„Gedenken und Versöhnung hat (sic.) nur dann einen inneren Wert, wenn wir auch für das Hier und Heute eine klare Position beziehen. Wir müssen uns gegen jeden Versuch wehren, der darauf abzielt, Menschen wegen ihrer Herkunft, ihrer Religion oder ihrer Hautfarbe erneut zu kategorisieren und zu bewerten.“*⁶

Auch Olaf Scholz, Hamburgs Erster Bürgermeister, bezog sich im gleichen Jahr in derselben Debatte um die Aufnahme von Geflüchteten und diesen entgegengebrachte rassistische Fremdenfeindlichkeit auf Hamburgs nationalsozialistische Vergangenheit: *„(...) unser Land, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so viel Unheil angerichtet hat und das sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts von einer ganz anderen Seite zeigt. Migration und Zuwanderung gehören zur Geschichte Hamburgs. Hamburg hat zum Beispiel nach dem Krieg, in Zeiten von Hunger, Arbeitslosigkeit und vollständiger Entkräftung, 275.000 Heimatvertriebene und Flüchtlinge aufgenommen. In der Stadt gab es damals keine 300.000 Wohnungen, die Hälfte der einstigen Wohnungen waren zerstört. 1,7 Millionen Menschen lebten im zerstörten Hamburg. Und Hamburg hat es doch geschafft.“*⁷

Bereits 2013 hatte Scholz dem Gedenken an die Operation Gomorrha, die alliierten Luftangriffe auf Hamburg, eine friedenspolitische Ausrichtung gegeben, damals noch ahnungslos ob des kommenden Konflikts in der Ukraine: *„Frieden ist kein garantierter ‚Normalzustand‘, auch nicht in Europa, wie wir noch vor wenigen Jahren in Jugoslawien erkennen mussten. So bitter diese Erkenntnis ist, so wegweisend muss eine andere sein: Niemals in der Geschichte haben Demokratien gegeneinander Krieg geführt. Wenn sie diese Bezeichnung mit Recht tragen, können sie es gar nicht.“*⁸

6 Grußwort der Oberbürgermeisterin Helma Orosz am 13.02.2015 in der Frauenkirche

7 <http://www.hamburg.de/buergermeisterreden-2015/4599672/2015-09-12-hamburg-bekannt-farbe/> [10.10.2015]

8 <http://www.hamburg.de/contentblob/4074864/data/2013-08-04-katharinen.pdf> [20.08.2013]

Deutlich wird an diesen Positionierungen: Sowohl in Hamburg als auch in Dresden sind Bezugnahmen auf die Verfolgungen im Nationalsozialismus und die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wesentlich für die Legitimierung antirassistischen Engagements in der aktuellen Integrationsdebatte. Das ist nicht verwunderlich, denn beide Städte sind zentrale Symbole des deutschen Gedenkens an Städtebombardierungen im Zweiten Weltkrieg. Doch während in Dresden jährlich mehrere Tausend Menschen in verschiedener Form der Bombardierungen der Stadt im Zweiten Weltkrieg gedenken und protestieren, fanden sich in Hamburg erst in den vergangenen Jahren mehrere Hundert Menschen zum Friedensfest am Ohlsdorfer Ehrenmal für die Bombardierungstoten und zum Gedenkgottesdienst im Mahnmal St. Nikolai zusammen. Die öffentliche Gedenkveranstaltung der Freien und Hansestadt findet lediglich an runden Jahrestagen statt.

Die Unterschiede dieser beiden Erinnerungskulturen resultieren einerseits aus der langen Tradition der Mythologisierung Dresdens als unschuldige Kunst- und Kulturstadt, die plötzlich und kurz vor Ende des Krieges sinnlos zerstört wurde. Andererseits aus dem Selbstbild Hamburgs als hanseatisch-liberale Oase, die sich als internationale und heterogene Hafenstadt, als „Tor zur Welt“, lange Zeit der nationalsozialistischen Vereinnahmung verwehrt habe.⁹ Gleichmaßen sei die NS-Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges intensiv aufgearbeitet worden.

In Dresden bestimmten im und nach dem Krieg Degradierungen und die Schärfung des Feindbildes mittels Anklagen wie die eines „Kulturverbrechens“ der „kulturlosen Barbaren“ (Alliierten), die sich „am Kulturbesitz der Welt versündigt“ hätten, die Propaganda.¹⁰ In Hamburg waren die durch die NS-Propaganda entstandenen, überhöhenden Narrative vom Angriff auf die Heimatfront als Bewährungsprobe und dem der Schicksalsgemeinschaft eher auf Gemeinschaft bezogen. Die Narrative blieben bestehen, nachdem Hamburgs Gauleiter Karl Kaufmann am 3. Mai 1945 die Kapitulation der Stadt unterzeichnete – aber sie wurden in ein Gefühl der Krise nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes eingebunden und teilweise ersetzt durch das Narrativ

9 Zur städtischen Identität vgl. Amenda/ Grünen 2008; zum Vergleich der erinnerungskulturellen Entwicklungen siehe Jerzak 2009, Jerzak 2015: Memory Politics sowie Jerzak 2015: Sakralisierte Räume.

10 Völkischer Beobachter. München 16. 02.1945, sowie Der Freiheitskampf. Dresdner Zeitung. Dresden 17./18.02.1945.

der Befreiung. Die erfolgreiche Kritik an der Umdeutung der vorzeitigen Kapitulationserklärung Kaufmanns als quasi antifaschistisch motiviert am Ende der 1940er Jahre, aber auch die Arbeiten der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg zu NS-Verfolgung und Kriegsbeteiligung in Hamburg sowie die lokalhistorischen Recherchen der Geschichtswerkstätten seit den 1980er Jahren verhinderten die Durchsetzung des mythischen Narratives der „hanseatisch-liberalen Oase“.

Hamburg - Tor zur Welt und Dresdens Selbstbezogenheit: städtische Identitäten

Die Fortführung dieser städtische Identitäten stiftenden Leitbilder münden in Konflikte, da sie Leitdifferenzen und demzufolge Ausschlüsse beinhalten. Die daraus resultierenden Konflikte werden je nach städtisch-kultureller Identität ausgehandelt. So steht der Betonung wirtschaftlich-politischer und internationaler Vernetzung im städtischen Selbstbild Hamburgs die Einzigartigkeit kultureller Errungenschaften in der – eher selbstbezogenen – Dresdner Identitätskonstruktion gegenüber. Dementsprechend stellt die Stadtsoziologin Gabriela B. Christmann einerseits heraus, dass das „zentrale Darstellungsprinzip“ der Stadt Dresden „Ästhetisierung“¹¹ sei. Andererseits betont sie die Selbstbezogenheit der Dresdner Identität, die – identitätstheoretisch überraschend – ohne die Abwertung anderer auskomme.¹² Hamburgs Selbstbilder kreisen demgegenüber um die Geschichte als Hansestadt. Sie bewegen sich zwischen dem von der Arbeiterbewegung geprägten „roten Hamburg“ und dem maritimen „Tor zur Welt“, das durch ein liberales Großbürgertum hanseatisch-international ausgerichtet ist.¹³

Die Debatten um städtisch-kulturelle Identitäten und Erinnerungskulturen sind eng verwoben. Auseinandersetzungen prägten das Gedenken an die Bombardierungen in Hamburg und Dresden im Zweiten Weltkrieg von Beginn an. Zwischen den 1980er und 1990er Jahren sind wesentliche erinnerungskulturelle Diskursverschiebungen von der lokalen hin zur nationalen Rahmung des Gedenkens festzustellen. Obwohl die gesamtgesellschaftliche Präsenz neonazistischer Gruppen dem Gedenken eine aktuelle Positionierung in der Reflexion auf NS und Krieg aufzwang, bestimmten die deutsche

11 Christmann 2004: 346

12 Vgl. Christmann 2004: 349

13 Reichel/Schmid 2005: 52

„Wiedervereinigung“ und die Wiederbelebung des Bombardierungsgedenkens dessen Hochphase bis 1995.¹⁴

Seit den späten 1990er Jahren sahen sich die erinnerungskulturellen Akteur_innen gezwungen, auf das Ableben der Zeitzeug_innen und das geringe Interesse der jüngeren Generationen für das Gedenken an Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieges zu reagieren.¹⁵ In Dresden standen in der öffentlichen Diskussion aber die Beteiligung von Alt- und Neonazis am Gedenken und die sowohl offizielle politische als auch zivilgesellschaftliche Reaktion darauf im Mittelpunkt. Doch erst ein knappes Jahrzehnt später fanden sich Akteur_innen in Bündnissen und Kooperationen zusammen und arbeiteten kontinuierlich an der Veränderung des tradierten Gedenkens (Heidefriedhof), entwickelten neue Formen (Mahngang Täter Spuren, Menschenkette) und etablierten den Austausch eines breiten Spektrums städtischer Akteur_innen (AG 13. Februar). In Hamburg institutionalisierte sich in kurzer Zeit ein multiperspektivisches Erinnerungskulturkonzept, initiiert vor allem durch das 2008 gegründete und rasch zum zentralen Akteur des offiziellen Gedenkens avancierte Bündnis Ohlsdorfer Friedensfest.¹⁶

Bereits seit den 1990er Jahren legten revisionistische und revanchistische Gruppen am Denkmal für die Bombardierungstoten des Zweiten Weltkrieges auf dem Ohlsdorfer Friedhof Kränze und Blumen nieder.¹⁷ 2006 und 2007 rief die revisionistische Initiative *Hamburger Opfer unvergessen* und danach ab 2008 der *Verein zur Erhaltung von Denk- und Ehrenmälern e.V.* mit der Botschaft, „dass einzig und allein die Alliierten selbst die Schuld am Tod von rund einer Million deutschen Bombenopfern tragen“¹⁸, zu einer Kranznie-

14 Zur Wiederkehr des deutschen Opfergedächtnisses und zur Entkontextualisierung im sich zuspitzenden Diskurs über Städtebombardierungen in den „Supergedenkjahren“ 1993-1995 vgl. Malte Thießen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, Hamburg 2007, S. 316ff, in den 2000er-Jahren vgl. Martin Sabrow: Den Zweiten Weltkrieg erinnern, in: APuZ, Nr. 36-37, 2009, S. 14-21, hier 19ff sowie insbesondere zum zentralen Stellenwert der Dresdner Gedenkfeierlichkeiten vgl. Harald Schmid: Deutungsmacht und kalendarisches Gedächtnis - die politischen Gedenktage, in: Peter Reichel/Harald Schmid/Peter Steinbach (Hg.): Der Nationalsozialismus - Die zweite Geschichte. Überwindung - Deutung - Erinnerung, München 2009, S. 175-216, hier 212ff.

15 Vgl. von Plato 2000: 11ff, sowie Aleida Assmann 1999: 14f

16 Siehe auch Jerzak 2015: Sakralisierte Räume.

17 BÜRGERCHAFT DER FREIEN UND HANSESTADT HAMBURG Drucksache 19/3356 vom 30.06.2009

18 Ebd.

derlegung auf. Mitte der 2000er Jahre wurde diese Beteiligung rechtsextremer Gruppen durch antifaschistischen Protest öffentlich und als Skandal hervorgehoben. Da sich die Proteste antifaschistischer Gruppen verstärkten und diese sich mit einem Offenen Brief an die Friedhofsverwaltung wandten, luden im Jahr 2008 die Friedhofsverwaltung und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. ein breites Spektrum an Akteur_innen (VVN/BdA Hamburg, Avanti Hamburg, Mobiles Beratungsteam Hamburg) zur Vorbereitung des Friedenfestes im darauffolgenden Jahr ein.

Das antifaschistische Bündnis Ohlsdorfer Friedensfest setzte sich zum Ziel, den Erinnerungsort mit weiteren, multiperspektivischen Erzählungen und Deutungen des Ereignisses zu besetzen und so diesem als „Ordnungszeichen“ (Rehberg) wirkenden öffentlichen Raum eine neue symbolische Dimension zu geben. Basierend auf langjähriger lokaler Geschichtsforschung, vor allem der lokalen Geschichtswerkstätten, öffneten die Hamburger Akteur_innen den Erinnerungsort für die Toten des Bombenkrieges nun auch für Opfergruppen des Nationalsozialismus. Seit 2009 organisiert dieses Bündnis während der Zeit des Bombardierungsgedenkens im Rahmen des sogenannten *Ohlsdorfer Friedensfestes* vielfältige Veranstaltungen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Da das Bündnis nun jährlich ein mehrwöchiges Programm anmeldete, war es der Friedhofsverwaltung ab 2009 möglich, die Kranzniederlegungen des rechtsextremen Spektrums zu untersagen.¹⁹ Für die Akteur_innen des *Ohlsdorfer Friedensfestes* dient die Besetzung des Erinnerungsortes zum einen dazu, rechtsextreme Kranzniederlegungen unmöglich zu machen, zum anderen, pluralistische Gedenkformen für das Bombardierungsgedenken zu entwickeln. Der Konsens darüber, handlungswirksam nur über eine gemeinsame Veranstaltung sein zu können, unterstützte den Aushandlungsprozess. Obwohl sich die geschichtsrevisionistischen Gruppierungen ab 2013 nicht mehr bemühten, das Ehrenmal zu besetzen, findet daher bis heute eine kontinuierliche Zusammenarbeit auch mit anderen erinnerungskulturellen

19 BÜRGERSCHAFT DER FREIEN UND HANSESTADT HAMBURG Drucksache 19/3781 19. Wahlperiode 14.08.09, Schriftliche Kleine Anfrage der Abgeordneten Christiane Schneider (Fraktion DIE LINKE) vom 07.08.09 und Antwort des Senats ; sowie Auszug der Antwort des Senats: aus Dr. 19/3356: „Hamburg hat mit dem Gesetz zum Schutz der KZ-Gedenkstätte Neuengamme vom 21. September 2005 von der in § 15 Absatz 2 Satz 4 des Versammlungsgesetzes eingeräumten Möglichkeit Gebrauch gemacht, eine landesrechtliche Regelung zu schaffen, die die historisch besonders herausragende Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus vor rechtsextremistischen Versammlungen schützt. Für etwaige darüber hinausgehende Regelungen beobachten die zuständigen Behörden die weitere Entwicklung.“

Akteur_innen in Hamburg statt, beispielsweise mit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme sowie den Stadtteilarchiven mit Bunkermuseum²⁰, Bunkerführung²¹ oder Energiebunker²². Weniger vernetzt sind dagegen die Initiative für das Denkmal Terrassenhaus²³ und der Förderkreis Mahnmahl St. Nikolai e.V. . Die Hamburger Akteur_innen nehmen im Rahmen der generellen Verschiebung vom traditionellen religiösen oder säkularen Gedenken hin zu weniger ritualisierten, stattdessen diskursiveren Formen eine Vorreiterrolle in der bundesdeutschen Erinnerungskultur ein - ohne dabei den Weg säkularprotestantischer Ritualisierungen des Dresdner Gedenkens zu nehmen.

Der vergleichende Blick auf die erinnerungskulturellen Debatten in Hamburg und Dresden verdeutlicht, dass die Durchsetzung von Geschichtsbildern und deren Symbolisierungen weitergehende Konflikte evoziert, und zwar um gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen, die in Leitideen symbolisch verkörpert werden. In Dresden war diese Leitidee lange Zeit das „Alte Dresden“, das „Elbflorenz“, die Barockstadt. Für die Erinnerungskultur leitete sich daraus das Bild der unschuldigen Kunst- und Kulturstadt ab, die plötzlich und kurz vor Ende des Krieges sinnlos zerstört wurde. Hamburg stellte sich in der Nachkriegszeit gerne als liberale Oase auch im Nationalsozialismus dar. Diese mythischen Geschichtserzählungen stießen auf Kritik, wobei sich Themen und Mittel der Aushandlungsprozesse in beiden Städten unterschieden. Während in Hamburg zivilgesellschaftliche, kirchliche und staatliche Akteur_innen in kurzer Zeit Vorbehalte auflösten, sich zu einem breiten Bündnis formierten und nun an signifikanten städtischen Erinnerungsorten traditionelle religiöse und säkulare erinnerungskulturelle Rituale weitgehend konsensual hin zu offeneren Formen eines pluralistischen Gedenkens weiterentwickeln, stellten sich Dresdner Akteur_innen in den letzten Jahren grundsätzliche Fragen nach dem bürgerschaftlichen Selbstverständnis. So verständigten sich Dresdner Initiativen sehr stark über die Rolle politischer Institutionen, deren ordnungspolitische Wirkmächtigkeit und die Legitimität zivilen Ungehorsams bzw. zivilgesellschaftlichen Engagements. Während politische Institutionen bis vor einigen Jahren darauf mit sakralisierenden Festschreibungen, Allgemeinver-

20 Stadtteilarchiv Hamm: <http://hh-hamm.de/stadtteilarchiv/>

21 Hochbunker Eimsbüttel: <http://www.hamburgerunterwelten.de/>

22 Energiebunker als Teilprojekt der Geschichtswerkstatt Wilhelmsburg in der Honigfabrik: <http://www.geschichtswerkstatt-wilhelmsburg.de/bunker/>

23 Terrassenhaus Rothenburgsort: <http://www.gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/gedenkort/denkmal-60-jahrestag-feuersturm-rothenburgsort/>

fügungen und Sächsischem Versammlungsgesetz reagierten, entdecken sie gegenwärtig die „Vielfalt der Gedenkkultur“ (Orosz). Inzwischen wurden viele Weichen in diese Richtung gestellt. Björn Höcke hat nicht verstanden, dass sie gerade am 13. Februar 2010 durch die von Dresden-Nazifrei organisierten Proteste bei der letzten großen Kundgebung der neonazistischen JLO (Junge Landsmannschaft Ostpreußen), an der auch er teilnahm,²⁴ ganz wesentlich umgestellt wurden: Der Versuch der 2000er Jahre, mit der geschichtsrevisionsistischen, relativierenden Rede vom „Bombenholocaust“ an das viktimisierende städtische Gedenken anzuschließen, ist letztendlich gescheitert, gerade weil die Vielzahl der erinnerungskulturellen Akteur_innen auch eine neu geschätzte Vielfalt widerspiegelt.

24 <https://www.zdf.de/nachrichten/heute/videos/hoেকে-2010-bei-neonazi-aufmarsch-100.html> [17.02.2017]

Literatur

Amenda, Lars/Sonja Grünen: Tor zur Welt. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert. (= Hamburger Zeitspuren, Bd. 5) Hamburg, München 2008

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999

Christmann, Gabriela: Dresdens Glanz, Stolz der Dresdner. Lokale Kommunikation, Stadtkultur und städtische Identität. Wiesbaden 2004.

Drobot, Marc /Martin Schroeder: Wie man bekämpft, was man selbst repräsentiert. Pegida – eine fundamentalistische Gruppierung. S.253-306 in: Tino Heim (Hg.): Pegida als Spiegel und Projektionsfläche. Wechselwirkungen und Abgrenzungen zwischen Pegida, Politik, Medien, Zivilgesellschaft und Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2016

Jerzak, Claudia: Gedenken an den 13. Februar 1945. Perspektiven Dresdner AkteurInnen auf die Entwicklung von Erinnerungskultur und kollektivem Gedächtnis seit 1990. Magisterarbeit an der Technischen Universität Dresden/Institut für Soziologie. Download unter http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend%5bid%5d=urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-83532. Dresden 2009

Jerzak, Claudia: Memory Politics: The Bombing of Hamburg and Dresden. In: Katharina Gerstenberg/Tanja Nusser (Hg.): Catastrophe und Catharsis. Narratives of Disaster and Redemption in German Culture and Beyond, S.53-72. Rochester, NY 2015

Jerzak, Claudia: Sakralisierte Räume und die Institutionalisierung multiperspektivischer Erzählung. Ein Vergleich der erinnerungskulturellen Praktiken zum Städtebombardement in Hamburg und Dresden. S.125-158 in: Erinnern wozu? Perspektiven des Gedenkens an Opfer und Widerstand im Nationalsozialismus. Erweiterte Dokumentation der Tagung der EHS Dresden am 26.05.2014. Münster 2015

Reichel, Peter/ Harald Schmid: Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945, Hamburger Zeitspuren Bd. 4, München, Hamburg 2005

Thießen, Malte: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, Forum Zeitgeschichte Vol. 19, Hamburg 2007

Teltschik, Horst: 329 Tage. Innenansichten der Einigung. Berlin 1991

von Plato, Alexander: Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS 13. Jg. (2000), Heft 1

Unentdeckte Täterschaften.

Nicht Hitlers Hunde, Frauen und Kameraden, sondern Täterschaft in meiner Hood

Historisch-politische Lokalgeschichte zur Täterschaft im Nationalsozialismus

*„Ich finde nicht schön, daß Hitler die Juden umgebracht hat. Jeder von Ihnen verdient unser Mitleid.“
Das hinterließ eine Neuntklässlerin im Gästebuch einer Ausstellung. „Wieso Hitler? Dein Opa!“ schrieb ein anderer Besucher in Verkürzung des landläufigen Täterdiskurses dahinter.*

Dieser Artikel diskutiert das Spannungsfeld zwischen den global bekannten Täter_innen des Nationalsozialismus und der unsichtbaren lokalen Täterschaft in der eigenen Stadt, dem eigenen Dorf. Anders als im Histotainment nach Art von Dokumentationen wie „Hitlers Helfer“ sind in Lokalrecherchen die kleinen und großen unentdeckten Täterschaften zentral – Nachbar_innen, Bürgermeister_innen, Bauern und Bäuerinnen, Polizei und KZ-Außenlager-Personal.

In der historisch-politischen Bildungsarbeit verschiebt sich seit einigen Jahren der Fokus von der Erforschung der Biografien der verfolgten und ermordeten Jüdinnen und Juden hin zu Erforschung und Diskussion von Täterschaft. Das ist keine Abwendung von den Verfolgten und Opfern, sondern dient einer kritischen Auseinandersetzung mit jenen, die Verfolgung anstifteten. Da die Verfolgten nahezu aller Rechte und persönlicher Entscheidungsmöglichkeiten beraubt wurden, kann anhand ihrer Biografien

über individuelle Handlungsspielräume nur sehr schwer diskutiert werden. Daher scheint es immer wichtiger, die Täter_innen zu erforschen und anhand ihres Handelns politische Meinungsbildungsprozesse zu diskutieren, die zu Verfolgung, Bereicherung und Gleichgültigkeit oder auch zum Widerstand führten. Historisches Verstehen heißt keineswegs, Verständnis für Täter_innen zu entwickeln. Wenn wir die gesamtgesellschaftliche Struktur des eliminatorischen Antisemitismus begreifen wollen, also wie es zu den nationalsozialistischen Verbrechen gekommen ist, muss die Betrachtung der Täter_innen Eingang in die Auseinandersetzung finden. Denn diese, nicht die Verfolgten, haben die Entscheidungen getroffen, die zu millionenfachem Mord führten.

Lokale Täterforschung untersucht, welche ansässigen Institutionen, welche lokal gelebten Ideologien und welche Bedingungen die Täter_innen vorfanden, um den Mord an den europäischen Jüdinnen und Juden zu vollstrecken. Zentral sind dabei gerade die Taten, die in Ausbildung und Beruf eingebettet waren, da dort die Schaltzentralen von der Diskriminierung bis zum Mord lagen: von der Erfassung von Menschen, die als Jüdinnen und Juden kategorisiert wurden in den Ämtern, bis zu den Deportationen in die Vernichtungslager durch Mitarbeiter_innen der Reichsbahn. Wie befreie ich mich von der in vielen Arbeitsprozessen angelegten instrumentellen Verstrickung in Verbrechen? Wie und warum funktioniert ein Mensch wie Adolf Eichmann, der nicht fragt, ob Menschen zu deportieren sind, sondern wie das logistisch am besten zu bewerkstelligen ist? Das sind Fragen, die auch lokalgeschichtlich relevant sind.

Das Erarbeiten und Diskutieren eines Spektrums von Abweichung von der Mehrheit ist ebenfalls Teil der Betrachtung - ein störrischer Bauer, der Ausgrenzung nicht versteht, eine Chorleiterin, die das jüdische Kind nicht aus dem Chor verbannt, ein Bäcker, der jüdische Nachbarn versorgt und später versteckt.

Nationalsozialistische Täterschaft gewinnt mit der Adresse in der eigenen Stadt merklich an Konturen

„Hier, in meiner Stadt, gab es Ausgrenzung und Stigmatisierung, hier gab's mal ein KZ-Außenlager, hier gab es Zwangsarbeit und Deportationen, hier passierten Todesmärsche!“, so lauten Erkenntnisse aus der Lokalgeschichte. Die Shoah ist Teil der Menschheitsgeschichte, und Menschen haben dieses Verbrechen anderen Menschen angetan. Daher untersucht die Täterforschung konkrete Handlungsentscheidungen von Menschen während des Nationalso-

zialismus. Die Tat, die Handlung und die Vollstreckung stehen im Mittelpunkt. Denn die Shoah war möglich, weil einzelne Menschen an allen Orten mit ihren Entscheidungen und Handlungen gemeinsam die Bedingungen für die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden geschaffen haben. Daher bedarf es der Auseinandersetzung mit der Vielschichtigkeit der Tat(en). Die Täterschaft definiert sich aus der Abgrenzung zu den Handlungen der anderen Akteur_innen, die sich nicht an der Verfolgung der Jüdinnen und Juden beteiligt haben, Menschen, die Widerstand geleistet oder geholfen haben.

Für die Praxis heißt das, unterschiedliche Biografien in der Lokalgeschichte ausfindig zu machen. Jede Biografie steht somit für ein Tat- und Handlungsmotiv. Zentral ist dabei, auf die individuellen Möglichkeiten der/des Einzelnen hinzuweisen. Lokalgeschichte ist hier ein wichtiger Träger; ehemalige Verfolger_innen wie Verfolgte haben eine Adresse in der eigenen Stadt.

Täterschaft wird am deutlichsten über Unterlassung, Widerstand und Hilfe, also über die Ausnahmehandlungen weniger

Die Orientierung an der konkreten Handlung lokaler Akteur_innen fokussiert eine einzelne Tat; anhand dieser Tat kann deren Beurteilung stattfinden. Folgende Gruppen von Akteur_innen bieten sich für eine ausdifferenzierte Betrachtung an: Täter_innen, Verfolgte und Ermordete, Gerechte unter den Völkern und Widerständler_innen. Jeder Typ repräsentiert eine Entscheidungsweise, der bestimmte Tat- und Handlungsmotive zugrunde liegen. Mit dem Idealtyp oder Phänotyp der Täterschaft sind jene gemeint, die sich proaktiv am Nationalsozialismus beteiligt haben, Mitglieder der SS, der SA und NSDAP-Größen. Sie können als überzeugte ideologische Täter_innen begriffen werden. Häufig handelt es sich um Bürgermeister und lokale NSDAP-Mitglieder. Die Schreibtischtäterschaft beschreibt die aus ihrem Beruf heraus handelnden Verbrecher_innen, z. B. Menschen, die sich an der Registrierung, dem Ausschluss aus der Schule, Verfolgung am Reißbrett und nach Gesetz beteiligt haben. Auf diese Personen stoßen wir in Behörden, Schulen, Universitäten und Ämtern. Täter_innen der Stadt-/Dorfsgesellschaft sind meist anonyme Protagonist_innen der antisemitischen Ausgrenzung, der Schikane, des Raubes und des vermeintlichen Wegsehens. Ihre Taten ermöglichten die Alltäglichkeit der Verfolgung und die Normalisierung der Verbrechen. Die Betrachtung von Täterschaft bedarf der Kontrastierung durch jene Menschen, die sich keines Verbrechens schuldig gemacht haben. Das Spektrum umfasst hier jene, die verfolgt wurden, sowie alle, die sich den Verbrechen versagt haben. Ihre Biografien geben der Täterschaft Konturen.

Die Biografien von Gerechten unter den Völkern und Widerständler_innen sind insofern wichtig, als sie zeigen, dass die Gesellschaft nicht unveränderbar ist. Weil der Nationalsozialismus kein Hochwasser oder eine Umweltkatastrophe war, hatte jede und jeder die Möglichkeit, sich auf eine bestimmte Weise, unterstützend oder widerständig, in der nationalsozialistischen Gesellschaft zu verhalten. Die Biografien der Widerständigen und Gerechten können als Role Model dienen und dabei helfen, das Verhalten der anderen zu beurteilen. Der_die Gerechte_r unter den Völkern ist ein in Israel eingeführter Ehrentitel für nichtjüdische Personen, die während des Nationalsozialismus ihr Leben einsetzten, um Jüdinnen und Juden vor der Ermordung zu retten. Sie zeigen, was die meisten Menschen versäumt haben: den mutigen Einsatz für eine andere Person. Der damit veranschaulichte Kontrast setzt das Handeln der Mehrheit in ein anderes Licht und zeigt ungenutzte Spielräume auf. Die Widerständler_innen entlarven die Rechtfertigung, man habe ja nichts tun können, als Ausrede. Lokaler Widerstand von Anarchist_innen, Rom_nja und Sint_ezze, von Kommunist_innen, Jüdinnen und Juden, Intellektuellen und vielen mehr zeigt die Handlungsspielräume des Individuums auf.

In die lokale Gegenwart

Die historische Beschäftigung mit der Shoah bleibt ein wichtiger Ausgangspunkt für die historisch-politische Bildungsarbeit, weil das Erinnern an die Ermordeten und Verfolgten noch immer keinen Eingang in unseren Alltag gefunden hat. Zu wenig bekannt und hervorgehoben ist die Geschichte der ermordeten jüdischen Nachbar_innen und der im Ort verfolgten Jüdinnen und Juden aus Europa. Es sind meistens junge Menschen, die versuchen, diese Lokalgeschichte zu recherchieren und in ihrem eigenen Wirken in der Gegenwart Verantwortung für die Verfolgungen im Nationalsozialismus zu übernehmen – nicht für eine Nation oder Generation, sondern für ihre unmittelbare Umgebung: die Schule, die Straße, das Schwimmbad, die Kommune. Das Bemühen um solche Biografien, um diese Lebensfragmente, zeugt vom Bedürfnis, den Verfolgten einen Platz in der Gegenwart einzuräumen.

Der Beschäftigung mit dem Gestern folgt ein Heute: Davon zeugen Debatten um die Umbenennung von lokalen Plätzen nach Verfolgten und Ermordeten der Shoah, die Markierung der Verbrechen in den Kommunen sowie das Sichtbarmachen der Verbrechen des Nationalsozialismus als Ausgangspunkt von politischem Handeln. Denn die Geschichte der deutschen Täterschaft hat auch eine Gegenwart: Es gibt eine Vielzahl an Forderungen Verfolgter und deren Angehöriger, denen man sich anschließen kann – Restitution von geraubtem Vermögen und gestohlenen Kunstwerken, medizinische Versorgung und

Unterhaltszahlungen für die Überlebenden, die teilweise in ärmlichsten Verhältnissen leben müssen, Kompensation für geleistete Zwangsarbeit und vieles mehr.

Die Dauerschleife im Fernsehen, auf den Spiegel-Covern und im Internet zu „Hitlers Helfern“ kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine wirkliche Auseinandersetzung mit der Tat, dem Zivilisationsbruch, noch aussteht. Die Auseinandersetzung um lokale Täterschaft bringt die nationalsozialistische Geschichte vor die eigene Haustür, dorthin, wo vielerorts wieder rechte Einstellungen zum Mainstream werden. Lokale Täterforschung provoziert die Selbstbefragung im Angesicht von rassistischer und antisemitischer Gewalt und rechtem Terror: Welche Rolle will ich übernehmen, die des Mittuns oder die des Widerstands und der Gerechtigkeit?

Literatur

Heinrich-Böll-Stiftung Brandenburg & Weiterdenken - Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen (Hg.): Ortsbegehung: Erfahrungen und Ergebnisse zur lokalen Auseinandersetzung mit Shoah und Täterschaft, 2015.

Oliver von Wrochem (Hg.) / Christine Eckel (Mitwirkende): Nationalsozialistische Täterschaften: Nachwirkungen in Gesellschaft und Familie (Reihe Neuengammer Kolloquien), 2016.

Nina Schulz / Elisabeth Mena Urbitsch: Spiel auf Zeit. NS-Verfolgte & ihre Kämpfe um Anerkennung & Entschädigung, 2016.

Hilmar Sack: Gebt Hitler nicht Eure Telefonnummer – Eine Rückschau auf die Ausstellung Holocaust, in: Ästhetik und Kommunikation, Heft 122/123, 34. Jahrgang, 2003.

Florian Wenninger: Die Wohnung des Rottenführers D. Über Opferfokus und Täterabsenz in der zeitgeschichtlichen Vermittlungsarbeit, in: Hilmar, Till: Ort, Subjekt, Verbrechen. Koordinaten historisch- politischer Bildungsarbeit im Nationalsozialismus, 2010.

Raul Hilberg: Täter, Opfer, Zuschauer: Die Vernichtung der Juden 1933-1945, 1997.

Der abgedruckte Beitrag ist erstmalig im Jahr 2016 erschienen: Kathrin Krahl (2016): Unentdeckte Täterschaften. Nicht Hitlers Hunde, Frauen und Kameraden, sondern Täterschaft in meiner Hood. In: LaG-Magazin: Regionalgeschichte. Ausgabe 10/16 14.12.2016, <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/13374>

II. Die Ausstellung

Ellen Regina Beer

* 15. Oktober 1927 in Dresden

† 14. Februar 1945 in Dresden

Kunstreiterin

Eigentlich hatte der berühmte Zirkus Sarrasani Dresden schon 1934 verlassen und war auf Südamerika-Tournee gefahren – ohne eine Rückkehr einzuplanen. Denn dem Direktor Hans Stosch-Sarrasani waren die nationalsozialistischen Machthaber suspekt, und er wollte sich der NS-Ideologie nicht unterordnen. Ganz anderes sein Sohn Hans: Dieser trat bereits 1932 der NSDAP bei und stellte den Nationalsozialisten seitdem das Zirkusgebäude für Propaganda- und Parteiveranstaltungen zur Verfügung. Selbst in Südamerika organisierte Hans Sarrasani eine Gedenkfeier anlässlich des zweijährigen Jahrestages der „Machtübernahme durch unseren Führer Adolf Hitler“. Nach dem Tod des Vaters 1935 übernahm Hans die Zirkusleitung und kehrte umgehend mit dem Unternehmen nach Dresden zurück. Nachdem auch er selbst 1941 unerwartet starb, führte seine 28-jährige Frau Trude Sarrasani das Unternehmen weiter. Anders als ihr Mann vermied sie es aber, sich in der Öffentlichkeit im Sinne der NS-Ideologie zu äußern.

Zwei Jahre war sie bereits Zirkusdirektorin, als sie Regina Beer anstellte. Für das 17-jährige Mädchen ging damit ein Traum in Erfüllung: Sie wollte Artistin werden. Schnell wurde der Zirkus ihr zweites Zuhause, in dem sie täglich bis zu 15 Stunden arbeitete. Sie mistete Ställe aus, half beim Einlass, übernahm den Telefondienst, arbeitete als Platzanweiserin und assistierte den Artist*innen. Die Zirkusleute schätzten nicht nur ihr Engagement und ihren Ehrgeiz, sondern auch ihre Begeisterung und Hingabe für den Zirkus. Vor allem im Umgang mit den Zirkuspferden zeigte sie Talent. Sie fand daher schnell Förderer, so dass ihr bald die Verantwortung für eine eigene Pferdedressur übertragen wurde. Doch ebenso schnell kamen Gerüchte auf – über Regina und Gabor Nemedi, den künstlerischen Direktor des



Abb.: Ellen Regina Beer. In: Günther, Ernst: Sarrasani, wie er wirklich war (1984)

Zirkus und Lebensgefährten von Trude Sarrasani. Aufgrund des Geredes kündigte die Zirkusdirektorin dem Mädchen. Für Regina brach damit eine Welt zusammen. Doch Reginas Kolleg*innen nahmen die Entlassung nicht widerspruchslos hin. Dank ihrer Solidarität wurde Regina als Telefonistin weiter beschäftigt.

Der Abend des 13. Februar 1945 begann wie gewöhnlich. Das Zirkus-Ensemble spielte vor etwa 2.000 Gästen. Als jedoch Sirenen vor einem bevorstehenden Luftangriff warnten, wurden die Besucher*innen und Angestellten in die Luftschutzräume geführt. Der Luftschutzwart bestand darauf, dass dort alle bis zur Entwarnung bleiben sollten. Trude Sarrasani allerdings sorgte sich um ihre Pferde und suchte nach Freiwilligen, die trotz des Fliegeralarms bereit wären, die Tiere ans Elbufer zu führen, wo weniger Bombeneinschläge zu erwarten waren. Lange Zeit erhielt sie keine Antwort, bis sich dann Regina meldete. Sie hoffte wohl, dadurch die Gunst und Sympathie der Direktorin zurückzugewinnen. Gemeinsam mit vier Männern führte sie nach dem ersten Angriff siebzehn Pferde an die Elbe. Sie waren in der Nähe der Carolabrücke, als der zweite Bombenangriff einsetzte. Regina wurde tödlich getroffen. Helfende fanden ihren Körper unter den toten Tieren – die Zügel des Pferdegespanns, das sie zur Elbe geführt hatte, fest in der Hand.

Weiterführende Literatur:

Diverging Fates. Travelling Circuspeople in Europe during National Socialism ><http://www.divergingfates.eu/>< [zuletzt am 3.12.2023].

Günther, Ernst: Sarrasani wie er wirklich war. Berlin 1984.

Günther, Ernst: Sarrasani. Geschichte und Geschichten, Dresden 2005.

Peter, Birgit: Zirkus und Artistik unter der NS-Herrschaft. In: Dalinger, Brigitte/ Zangl, Veronica (Hg.): Theater unter NS-Herrschaft. Begriffe, Praxis, Wechselwirkungen, Göttingen 2018, S. 161-180.

Strobl, Gerwin: The Swastika and the Stage. Cambridge 2007.

John Riley Byrne

* 1924/25 (genaues Datum und Ort nicht bekannt)

† 13. Februar 1945 in Apley Lincolnshire/Großbritannien

Funker der Royal Air Force

„I love my flying – always did and always will.“ (John Riley Byrne)



Abb.: F/Lt J P Morris and Crew; John Riley Byrne (3. von rechts).
In: www.550squadronassociation.org.uk

John Riley Byrne empfand das Fliegen bei der Royal Airforce (RAF) als ein „funny thing“. Immer wieder benutzte er diese Worte in seinen Tagebüchern. „Funny thing“ brachte für Byrne die Motivation auf den Punkt, aus der heraus er sich für den Militärdienst entschieden hatte. Ab April 1944 begann der damals 19-jährige die Ausbildung als Bordfunker bei der Bomberstaffel der Airforce. Seine Erfahrungen dort sind durch seine umfangreichen Aufzeichnungen über seine Zeit bei der Luftwaffe gut dokumentiert.

Ein „funny thing“ war für ihn auch der gegenseitige Respekt, mit dem sich die Piloten und Crew-Mitglieder der Bomberstaffel begegneten. Besondere Bewunderung zeigte Byrne in seinem Tagebuch für einen Piloten seiner Einheit: Captain Paige war ein 19-jähriger Kanadier und hatte - trotz seines jugendlichen Alters - das Kommando über das Flugzeug inne und trug damit die Verantwortung für das Leben der Besatzungsmitglieder. „God only knows how much I wanted to fly with you“, schrieb Byrne über den jungen Piloten Paige. Überhaupt war Jugendlichkeit ein Merkmal, das alle Soldaten in der RAF miteinander verband: Der überwiegende Teil der Besatzungen war jünger als 24 Jahre. Viele von ihnen mögen von jugendlichem Enthusiasmus und Idealismus getrieben gewesen sein. Auch John Riley Byrne war fasziniert vom Fliegen. Davon zeugen zahlreiche Tagebucheinträge. Neben seiner Liebe zum Fliegen war Byrne ein Fan des *Rhythm Club* der Airforce und las mit Vorliebe Gedichte des britischen Dichters Rudyard Kipling.

Im Dezember 1944 entging Byrne nur durch Zufall dem Tod: Nach einem Gespräch mit seinem Stützpunktkommandeur stieg Byrne nicht wie die anderen Mitglieder seiner Crew in das Flugzeug, das die Leunawerke in Merseburg bei Leipzig bombardieren sollte. Der genaue Grund ist nicht bekannt. Das Flugzeug wurde abgeschossen - alle sieben Besatzungsmitglieder starben. Insbesondere der Tod seines besten Freundes traf Byrne schwer. Die Trauer über den Verlust der Kameraden hielt er in seinem Tagebuch fest: „Sie werden nie mehr die Wolkenspiele sehen können, deren Schatten die Landschaft besprenkeln.“

Damit enden die Aufzeichnungen in Byrnes Tagebüchern. Am 13. Februar 1945 war er, damals zwanzig Jahre alt, nicht unmittelbar an der Bombardierung Dresdens beteiligt. Bereits beim Anflug auf die Stadt kollidierte seine

Maschine mit einem anderen Flugzeug der Royal Airforce – sämtliche Besatzungsmitglieder starben bei diesem Unfall. Mindestens 48 weitere britische Soldaten fanden laut Aussage des *RAF Bomber Command* während der Bombardierung Dresdens den Tod.

Weiterführende Literatur:

Didczuneit, Veit/ Ebert, Jens/ Jander, Thomas (Hg.): Schreiben im Krieg - Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011.

Francis, Martin: The Flyer. British Culture and the Royal Air Force 1939-1945. Oxford 2008.

Gardiner, Juliet: The Blitz. The British Under Attack. London 2010.

Overy, Richard: The Bombing War. Europe 1939-1945. London 2014.

Süß, Dietmar: Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England. München 2011.

Cornelius Hendrikus Dorré

* 7. Mai 1910 in Leerdam/Niederlande

† 13. Februar 1945 in Dresden

Angehöriger der Waffen-SS



Abb.: Abfahrt des zweiten Kontingents der Freiwilligen-Legion Nederland aus Den Haag am 7. August 1941. In: Spaarnestad Photo

Im Juli 1941 trat der 31-jährige Dorré der neu gegründeten SS-Freiwilligen-Legion Niederlande bei und folgte damit dem Aufruf zum „Kreuzzug gegen den Bolschewismus“. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 hatte die SS-Führung entschieden, auch außerhalb des Deutschen Reiches Freiwillige für die SS zu rekrutieren – sofern sie „nordischen Blutes“ waren. Als „Rassekrieger“ sollten die SS-Männer den sogenannten „jüdischen Bolschewismus“ vernichten und dabei gnadenlos und brutal vorgehen. Wie seine Kameraden war auch Dorré ein fanatischer Anhänger der NS-Ideologie und begriff sich als Teil der sogenannten „Volksgemeinschaft“.

Insgesamt 22.000 Niederländer kämpften in der Sowjetunion an der Seite der Deutschen. Nach einer militärischen und weltanschaulichen Ausbildung wurde der niederländische SS-Verband für „frontverwendungsfähig“ erklärt, im Januar 1942 in Marsch gesetzt und nördlich von Nowgorod stationiert. Am 1. Februar 1942 traf Dorré mit seiner Einheit an der Ostfront ein. Unter dem Kommando der 20. Infanterie Abteilung der Heeresgruppe Nord partizipierte die niederländische Einheit an der verbrecherischen deutschen Kriegsführung, die sich nicht nur gegen Angehörige der Roten Armee, gegen Partisan*innen oder als solche Verdächtige richtete, sondern auch gegen die Zivilbevölkerung.

Bereits Ende März 1942 endete Dorrés Einsatz in der Sowjetunion. Bei einem Bunkereinsturz erlitt er eine Wirbelsäulenfraktur und war somit nicht mehr für den Fronteinsatz geeignet. Stattdessen wurde er ins Hauptzeugamt im brandenburgischen Oranienburg versetzt. Um aber näher bei seiner schwangeren Frau und seinen sechs Kindern zu sein, ersuchte er um eine Versetzung in die Niederlande. Es folgte ein Entlassungsverfahren, da Dorré, der zuvor bereits straffällig geworden war, nun nicht nur charakterlich, sondern auch körperlich wenig geeignet für die Waffen-SS schien. Ungeachtet dessen blieb er dem Nationalsozialismus verpflichtet: 1943 zog Dorré nach Amsterdam und fand als Mitarbeiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) in Süd-Holland Verwendung. In dieser Funktion war er auch dafür zuständig, das Eigentum deportierter und ermordeter niederländischer Juden an „arische“ Bombengeschädigte zu verteilen.

Als Anfang September 1944 die Alliierten an der südlichen Grenze der Niederlande standen, flohen Zehntausende niederländische Nationalsozialist*innen ins deutsche Reichsgebiet. Auch Cornelius Dorré siedelte mit seiner Familie am 7. September 1944 ins Reich über. Dort arbeitete er fortan für die sogenannte Kinderlandverschickung (KLV) der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und begleitete „arische“ Kinder in KLV-Lager im Sudetenland und in Südsachsen. Aus diesem Grund zog Dorrés Familie Ende 1944 vermutlich auch ins sächsische Siebenlehn. Während der Luftangriffe auf Dresden am 13. Februar 1945 hielt sich Dorré wahrscheinlich dienstlich im Auftrag der NSV in der Stadt auf und fand dort den Tod. Seine Frau starb im September 1945 bei der Geburt des achten Kindes.

Weiterführende Literatur:

Hirschfeld, Gerhard: Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940-1945. Stuttgart 1984.

Kwiet, Konrad: Reichskommissariat Niederlande. Versuch und Scheitern nationalsozialistischer Neuordnung. Stuttgart 1968.

Neulen, Hans Werner: An deutscher Seite. Internationale Freiwillige von Wehrmacht und Waffen-SS. München 1992.

Orlov, Dietrich: A Difficult Relationship of Unequal Relatives. The Dutch NSB and Nazi Germany, 1933–1940 ><https://library.fes.de/libalt/journals/swetsfulltext/6224174.pdf>< [zuletzt am 3.12.2023].

Wielenga, Frieso: Die Niederlande. Politik und politische Kultur im 20. Jahrhundert. Münster 2008.

Ottomar Enking

* 28. September 1867 in Kiel

† 13. Februar 1945 in Dresden

Schriftsteller

„Dort im Felde war alles gleichgültig – Rang, Stand, Beruf und woran die Menschen sonst hingen und was sie sonst vertraten –, dort im Felde war nur der heilige Gedanke mächtig: Deutschland darf nicht verderben, und wenn dein Blut in Strömen fließt, wohlan denn! Das ist ein Strom, durch den der Gegner nicht hindurchwaten kann, nein, in dem er schließlich ertrinken muss!“ schrieb Enking 1934 in seinem Kinderbuch „Im blauen Kittel“.

Ottomar Enking studierte in Kiel Philologie und Rechtswissenschaften und veröffentlichte im Alter von 28 Jahren seinen ersten Roman. Zwischen 1895 und 1906 arbeitete er für verschiedene Zeitungen und Verlage in Kiel, Köln, Wismar und Dresden, das er schließlich zu seiner neuen Wahlheimat machte. Mit seiner Erzählung „Familie P.C. Behm“ stellte sich für Enking 1902 der erste schriftstellerische Erfolg ein. Schauplatz der Erzählung ist – wie in vielen anderen seiner Romane – eine Kleinstadt in Norddeutschland. Landschaftlicher Hintergrund, Idylle und Tristesse einer Kleinstadt, verbunden mit Erzählungen aus Familienleben, vor allem aber eine romantisierende Verbundenheit mit der eigenen „Heimat“ waren fortan Kernelemente seines literarischen Schaffens. Nachdem 1906 sein Roman „Die Darnekower“ erschien war, arbeitete Enking als freier Schriftsteller in Dresden. Dort wurde er 1912 zum Professor für Literatur berufen und war von 1919 bis 1936 als Dozent an der Dresdner Staatlichen Akademie für Kunstgeschichte tätig.

1936 beteiligte sich Enking an der Gründung der wichtigsten nationalsozialistischen Schriftstellergruppe – dem Eutiner Dichterkreis. Die Gruppe ordnete sich bewusst den Zielen der NS-Regierung unter. Wie Enking waren

1911



Abb.: Schriftsteller Ottomar Enking, Gemälde von Oskar Zwintscher. In: SLUB Dresden / Deutsche Fotothek / Oskar Zwintscher (1911)

viele der Mitglieder des Kreises dem Genre der Heimatkunst und Heimatliteratur zuzurechnen, womit sich leicht an die nationalsozialistische „Blut und Boden“-Ideologie anschließen ließ. Aufgrund des von Enking immer wieder aufgegriffenen Familien- und Heimatbegriffs erfreute sich auch sein Werk wachsender Beliebtheit in der nationalsozialistischen Gesellschaft. Die NS-Presse lobte ihn, da er die „Schicksalsgemeinschaft der Familie und Sippe“ allen „Tendenzen des Auseinanderstrebens und der Entgrenzung entgegengesetzt“ habe. Seine Bedeutung für das NS-System drückte sich auch darin aus, dass ihm im Jahr 1942 durch Adolf Hitler die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Ottomar Enking starb im Alter von 77 Jahren beim Luftangriff auf Dresden. In der DDR wurde er anlässlich seines 85. Geburtstages als „edler, humanistischer Geist und aufrechter Demokrat“ gewürdigt, obwohl sein Buch „Im blauen Kittel“ auf der sogenannten *Liste der auszusondernden Literatur* stand. In seiner Geburtsstadt Kiel ist eine Straße nach ihm benannt.

Weiterführende Literatur:

Adam, Christian: Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller und Leser im Dritten Reich. Berlin 2010.

Barbian, Jan-Pieter: Literaturpolitik im NS-Staat. Von der ‚Gleichschaltung‘ bis zum Ruin. Frankfurt a.M. 2010.

Bajohr, Frank/ Wildt, Michael (Hg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a.M. 2009.

Stokes, Lawrence D.: Der Eutiner Dichterkreis und der Nationalsozialismus 1936-1945. Eine Dokumentation. Neumünster 2001.

Danker, Uwe/ Schwabe, Astrid: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus. Neumünster 2005.

Wilhelm Franke

* 29. Juli 1891 in Saarburg b. Trier

† 14. Februar 1945 in Dresden

Lehrer und Kommunalpolitiker



Abb.: Wilhelm Franke. In: Schulchronik 68. Grundschule

Als einen „ausgezeichnete[n] Redner, gewandt, schlagfertig, geistreich, humorvoll, gegebenenfalls auch beißend, satirisch, aber immer ein ehrlicher, aufrechter und anständiger Kämpfer“ beschrieb Arthur Schröter seinen Freund und Parteigenossen Wilhelm Franke. Dieser unterrichtete in den Dresdner Stadtteilen Blasewitz und Striesen. Seit 1919 war er Mitglied der sächsischen SPD. 1924 wurde er als Abgeordneter für verfassungs- und schulpolitische Fragen in den Dresdner Stadtrat gewählt. Er kämpfte für eine freie und gerechte Bildung und setzte sich für die Einführung der Einheitsschule ein. Außerdem begleitete er bis 1933 das Amt des 2. Vorsitzenden seiner Fraktion. Franke, den eine enge Freundschaft mit Liebknechts Enkel, Hans Geisler, verband, engagierte sich auch im sozialdemokratisch geprägten Kampfbund „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold Ostsachsen“ und leitete die Ortsgruppe Dresden.

Nach der Machtübertragung an Adolf Hitler war am 7. März 1933 auch in Dresden der lange beschworene „Tag der Abrechnung“ gekommen. SA-Männer besetzten das Rathaus, misshandelten anwesende Abgeordnete, hissten unter wohlwollender Billigung der Dresdner Polizei die Hakenkreuzflagge und marschierten anschließend unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung durch die Innenstadt. Bereits seit Februar 1933 hatten sächsische SA- und SS-Leute ihre politischen Gegner*innen verschleppt und sie in Folterkellern und „Schutzhaftlagern“ festgehalten. Im Juli 1933 zählte Sachsen mehr als 4.500 „Schutzhaftgefangene“.

Am 13. März wurde auch Wilhelm Franke abgeholt. Fünf Monate saß er in der „Mathilde“, dem berüchtigten Dresdner Gefängnis, in dem massive physische und psychische Gewalt gegen die Gefangenen an der Tagesordnung war. Anders als viele andere überlebte Franke den Terror und die Gewalt in der Haft. Nach seiner Entlassung stand er vor dem sozialen und existenziellen Aus. Die Nationalsozialist*innen entließen ihn aus dem Schuldienst und verboten seine Partei. Um ein Auskommen zu haben, eröffnete er gemeinsam mit seiner Frau Margarete ein Tabakwarengeschäft in der Rampischen Straße 23. Schnell entwickelte sich das Geschäft zu einer Zentrale für Gleichgesinnte: Trotz der massiven Einschüchterung durch die Nationalsozialisten hielt Franke weiterhin Kontakt zu Genoss*innen und traf sich, trotz Gestapoüberwachung, mit ihnen zu vermeintlich unpo-

litischen Wanderungen oder Skatrunden im bekannten Residenzcafé am Altmarkt. Wie es Franke trotz der Beobachtung durch den Polizeiapparat gelang, die Treffen aufrechtzuerhalten, bleibt unklar. Im April 1940 wurde er zum Arbeitseinsatz im Dresdner Rüstungsbetrieb *Universelle-Werke J. C. Müller & Co.* zwangsverpflichtet, wo unter dem Einsatz von Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen Maschinengewehre, Torpedos, Flugzeug- und Waffenteile produziert wurden.

Nach dem missglückten Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 wurde Franke ein zweites Mal von der Gestapo verhaftet und in die Mathildenstraße gebracht. Obwohl ihn die Gestapo so lange beobachtet hatte und er als Sozialdemokrat bekannt war, kam er ein halbes Jahr später erneut frei und kehrte zu seiner Familie in die Moritzstraße 2 zurück. Nur wenig später – in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar – kamen Wilhelm Franke, seine Frau Margarete und seine Tochter Gela durch einen Bombeneinschlag ums Leben.

Weiterführende Literatur:

Coppi, Hans/ Heinz, Stefan (Hg.): Der vergessene Widerstand der Arbeiter. Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzlisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter. Berlin 2012.

Goldhammer, Herbert/ Jeschke, Karin/ Verband der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten e. V. im Freistaat Sachsen, Stadtverband Dresden: Dresdner Gedenkort für die Opfer des NS-Regimes. Eine Dokumentation. Dresden 2002.

Endlich, Stefanie/ Goldenbogen, Nora/ Herlemann, Beatrix/ Kahl, Monika/ Scheer, Regina: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, II. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 2000.

Museum für Geschichte der Stadt Dresden: Biografische Notizen zu Dresdner Straßen und Plätzen, die an Persönlichkeiten aus der Arbeiterbewegung, dem antifaschistischen Widerstandskampf und dem sozialistischen Neuaufbau erinnern. Dresden 1976.

Peschel, Andreas: Die Entwicklung der Dresdner NSDAP bis 1933. in: Stadtmuseum Dresden (Hg.): Dresdner Geschichtsbuch. Dresden 2013, S. 151-170.

Johannes Krüger

* 14. August 1894 in Frankenberg/Sa.

† 13. Februar 1945 in Dresden

Oberstleutnant

Auf vier Kriegsschauplätzen hatte sich Johannes Krüger für die Nationalsozialist*innen während des Zweiten Weltkriegs verdient gemacht. Der Vater zweier Kinder war bereits in der Zwischenkriegszeit dem Freikorps Halle und dem demokratiefeindlichen Stahlhelm-Bund beigetreten und stieg in der Wehrmacht nach 1933 als überzeugter Nationalsozialist und NSDAP-Mitglied schnell auf. Im Führungsstab der 56. Infanterie Division nahm er 1939 am Überfall auf Polen teil. Von Schlesien aus rückte seine Division ins ostpolnische Przemysł am Fluss San vor und besetzte die Stadt. Wenig später verübten dort Angehörige von SS und Wehrmacht das größte Massaker an der jüdischen Bevölkerung während des Polenfeldzugs. Gemäß den Vereinbarungen im Hitler-Stalin-Pakt zur Teilung Polens zogen sich die Deutschen Ende September hinter den San zurück. Krügers Division war mit der „Sicherung der eroberten Gebiete“ in Polen beauftragt. Der eigentliche Auftrag ging weit darüber hinaus: Die besetzten polnischen Gebiete sollten „judenfrei“ gemacht werden. Mit äußerster Brutalität ging die Wehrmacht gegen die jüdische Bevölkerung vor, beraubte sie zuerst ihres Besitzes und trieb anschließend über 18.000 Jüd*innen gewaltsam über den Fluss San.

Nach einem mehrmonatigen Lazarett-Aufenthalt aufgrund einer Herzerkrankung wurde Krüger Anfang 1941 vorläufig in die Wehrmachtskommandantur Dresden versetzt. Doch schon wenig später wurde er wieder in das Führungskorps der 2. Armee zurückbeordert. Ohne vorherige Kriegserklärung oder Ultimatum griff diese bald darauf Jugoslawien an und nahm Belgrad ein. Wie bereits in Polen gingen die Wehrmachts-



Abb.: Johannes Krüger. In: Bundesarchiv Freiburg Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg / PERS 6 / 10799

soldaten auch im besetzten Jugoslawien mit erbarmungsloser Härte gegen Zivilist*innen, insbesondere gegen Jüd*innen, Sinti*zze und Romn*ja vor. Nur wenige Monate später wurde Krüger in den Generalstab der 4. Armee nach Russland versetzt.

Der Krieg gegen die Sowjetunion stellte in jeder Hinsicht einen Zivilisationsbruch dar: Im sogenannten „Vernichtungskrieg“ gegen Bolschewismus und Judentum sollten Millionen Sowjetbürger*innen versklavt oder ermordet werden. Die praktische Umsetzung des Verbrechens lag bei Polizei-, SS- und Wehrmachtsverbänden. Als Krüger wegen seines Herzleidens im Frühjahr 1942 nach Dresden zurückversetzt wurde, hatten die Deutschen bereits zwei Millionen sowjetische Kriegsgefangene ermordet. Ein Vorgesetzter attestierte Oberstleutnant Krüger später „umfassende Kenntnisse im Kriegsgefangenenwesen“. Bis zu seinem Tod am 13. Februar 1945 befehligte Krüger als stellvertretender Kommandeur die Kriegsgefangenen im Wehrkreis IV.

Weiterführende Literatur:

Coppi, Hans/ Heinz, Stefan (Hg.): Der vergessene Widerstand der Arbeiter. GewerkArnold, Klaus Jochen: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Berlin 2005.

Böhler, Jochen: Auftrag zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939. Frankfurt a.M. 2006.

Browning, Christopher: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen. Reinbek bei Hamburg 1993.

Hartmann, Christian: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. 2. Aufl., München 2012.

Pohl, Dieter: Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944. München 2008.

Tessin, Georg: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945. Osnabrück 1976.

Theodor Hermann Kühn

* 8. Juni 1931 in Borna b. Oschatz

† 13. Februar 1945 in Dresden

Schüler



Abb.: Theodor Kühn mit Schülmütze (um 1944). In: Privatbesitz

Im August 1942 wurde der 13-jährige Theodor Kühn an der Kreuzschule aufgenommen und gehörte damit auch dem Dresdner Kreuzchor an. Das älteste der drei Kinder von Pfarrer Hermann Kühn hatte früh seine Liebe zur Musik entdeckt und spielte bereits als fünfjähriger fast täglich Klavier. Der wissbegierige und fromme Junge entstammte einer langen Reihe von Pastoren der Sächsischen Landeskirche. Auch er wollte später einmal Pfarrer werden. Eine Ausbildung an den Fürstenschulen in Grimma oder Meißen, wie es im Hause Kühn eigentlich üblich war, kam jedoch für Theodor nicht in Frage: Beide evangelische Eliteschulen waren gänzlich von der NS-Ideologie durchdrungen.

Auch die Kreuzschule und der Dresdner Kreuzchor versinnbildlichten die Nähe der evangelischen Kirchen Deutschlands zum Nationalsozialismus: Fast das gesamte Kollegium trat formal oder aus innerer Überzeugung der NSDAP bei. Verbindlich für alle Schüler*innen der Kreuzschule war der Eintritt in die Hitlerjugend (HJ). Das „Fähnlein Kreuzchor“ wurde von einem sogenannten Bannführer weltanschaulich indoktriniert. Ganz ohne Widerspruch vollzog sich die Vereinnahmung von Chor und Schule jedoch nicht: Rudolf Mauersberger, der Kantor des Kreuzchors, führte auch weiterhin Werke von verfemten Komponist*innen auf und wehrte sich erfolgreich dagegen, die kirchlichen Choräle durch das Horst-Wessel-Lied zu ersetzen.

Dennoch instrumentalisierten die Nationalsozialisten den Chor im Sinne der NS-Ideologie: Er sollte die „Volksgemeinschaft“ und das „Deutschtum“ im Ausland repräsentieren. Die vorerst letzte Konzertreise führte die Kruzianer im Frühjahr 1944 in die besetzten Niederlande. Für Theodor – der sich vom sogenannten Singegeld einen Globus kaufte – war es die erste Reise ins Ausland. Er freute sich darauf, neue Länder und Menschen kennenzulernen. Am Hauptbahnhof verabschiedeten eine große Menschenmenge propagandawirksam die Jungen, die, zur Inszenierung passend, in der Uniform der Hitlerjugend als Teil der „Volksgemeinschaft“ auftraten. Doch bereits kurz nach der Abfahrt aus Dresden schlüpfen die Jungen – auf Anweisung Mauersbergers – wieder in ihre traditionellen dunkelblauen Gewänder. Als im Herbst 1944 der sogenannte „Deutsche Volkssturm“ ausgerufen wurde, stellte der Kreuzchor seine Konzerttätigkeit ein. Theodor sang mit dem Kreuzchor seitdem nur noch bei Gottesdiensten und Vespern.

Vom Kriegsverlauf beunruhigt, bat Theodors Vater die Schulleitung am 12. Februar 1945 – einen Tag vor der Bombardierung Dresdens –, seinen Sohn nach Borna zurückzuschicken. Doch seine Bitte wurde nicht erfüllt. Nur einen Tag später wurde die Kreuzschule, beim ersten Luftangriff auf Dresden, fast vollkommen zerstört. Elf Kreuzianer kamen dabei ums Leben. Theodor, der vermutlich Schutz im Schulgebäude gesucht hatte, starb an einer Rauchvergiftung. Am 20. Februar begrub Pfarrer Kühn seinen Sohn unter einer Birke auf dem Dorffriedhof von Borna.

Weiterführende Literatur:

Dörfel, Marianne: Der Griff des NS-Regimes nach Elite-Schulen. Stätten klassischer Bildungstradition zwischen Anpassung und Widerstand. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 37 (1989) 3, S. 401-455.

Hartwig, Dieter/ Herrmann, Matthias (Hg.): Der Dresdner Kreuzchor. Geschichte und Gegenwart, Wirkungstätten und Schule. Leipzig 2006.

Helfricht, Jürgen: Dresdner Kreuzchor und Kreuzkirche. Husum 2004.

Horn, Klaus-Peter/ Link, Jörg-W. (Hg.): Erziehungsverhältnisse im Nationalsozialismus. Totaler Anspruch und Erziehungswirklichkeit. Bad Heilbrunn 2011.

Richter, Beate: Schule im Nationalsozialismus. Dargestellt am Beispiel der Kreuzschule und des Kreuzchores zu Dresden. Dresden 2001.

Katharina Ursula Langhorst (geb. Lauer)

* 30. Mai 1922 in Dresden

† 13. Februar 1945 in Dresden

Beruf nicht bekannt

Dresden, den 29. März 1945

Die Katharina Ursula Langhorst geborene
Lauer

wohnhaft in Dresden, König Albert Strasse 26

ist am in der Nacht vom 13. zum um Uhr Minuten
14. Februar 1945 Todesstunde unbekannt
in Dresden, Christianstrasse 10 bei einem feindlichen
Verhörbeim Luftangriff gefallen.
Die Verstorbenen war geboren am 30. Mai 1922
in Dresden

(Standesamt I Dresden Nr. 582)

Vater: Schneidermeister Max Alfred Lauer

Mutter: Marie Katharina Lauer geborene Haune
beide gefallen in Dresden.

Die Verstorbenen war nicht verheiratet mit dem Volkswirt
Heinrich Wilhelm Langhorst aus Dresden, gefallen in Felde.

Eingetragen auf mündliche schriftliche Anzeige des Fehnenjunkers
Unteroffiziers Otto Bloßfeld aus Dresden, Christianstrasse 19.
Die Unterschrift des Anzeigenden befindet sich in dem
vorläufig listentragend geführten Sterberegister des hiesigen
Standesamtes.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

Der Standesbeamte
In Vertretung: *Linke*

Zusatzurkunde: Gefallen durch Bombenterror.

Erbförmliche der Verstorbenen am 28. 11. 1942 in Dresden

(Standesamt I Dresden Nr. 2269)

Abb.: Sterbeurkunde von Katharina Ursula Langhorst.

In: Stadtarchiv Dresden / 6.4.25, Standesamt Dresden 4 / Sterberegister Nr. 159/1945

Katharina Ursula Lauer kam am 30. Mai 1922 als einziges Kind des Herrenschneiders Alfred Max Lauer und seiner Ehefrau Marie Katharina (geb. Heine) in Dresden zur Welt. Ihre Eltern hatten 1919 geheiratet und wohnten in der Christianstraße Nr. 10, zwischen Prager Straße und Ferdinandstraße. Ab 1928 besuchte Katharina die nahegelegene 46. Schule, die eine Reformschule war. Welchen Beruf sie nach Schulabschluss lernte und wo sie anschließend arbeitete, ist unbekannt.

Im Sommer 1942 lernte Katharina den elf Jahre älteren Heinrich Langhorst kennen. Heinrich hatte 1934 gemeinsam mit seinem Bruder Fritz und seinem Vater Friedrich in und um Dresden ein weit verzweigtes Widerstandsnetzwerk aufgebaut und verbotene sozialdemokratische Zeitungen, wie den „Neuen Vorwärts“ oder die „Sozialistische Aktion“ verbreitet. Am 15. Februar 1935 wurden viele Mitglieder der Gruppe von den Nationalsozialisten verhaftet. Auch die gesamte Familie Langhorst kam in sogenannte „Sippenhaft“. Friedrich Langhorst, einst Bergarbeitergewerkschafter und Mitglied des Sächsischen Landtags, wurde noch in der Nacht zum 16. Februar im Gefängnis ermordet. Gegen seinen Sohn Heinrich wurde im Mai 1936 vor dem Oberlandesgericht Dresden verhandelt. In seiner Verteidigungsrede sagte er: „Adolf Hitler ist für mich der Krieg. Ich bin gegen den Krieg!“. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt und 1938 freigelassen. Nach längerer Arbeitslosigkeit fand er eine Beschäftigung bei den Rapido-Werken in Radebeul, deren Produktion zu Kriegsbeginn auf Rüstungsgüter umgestellt wurde.

Am 8. November 1942 heirateten Katharina und Heinrich – kurz vor seiner Einberufung zur Wehrmacht. Beide wussten, dass sie nicht viel Zeit zusammen hatten: Katharina zog zu ihm in die König-Albert-Straße 26, wo die gesamte Familie Langhorst lebte. Da Heinrich und auch sein Bruder Fritz als politische Gegner des Naziregimes bereits im Zuchthaus waren, wurden beide am 1. Dezember 1942 dem „Strafbataillon 999“ – einer Sonder Einheit der Wehrmacht für politische Gegner, Vorbestrafte oder „bedingt Wehrunwürdige“ – zugeteilt und nach kurzer militärischer Ausbildung nach Nordafrika abkommandiert. Fritz Langhorst wurde beim Überflug nach Tunesien am 5. April 1943 abgeschossen. Heinrich starb nur wenig später am 21. April 1943 an den Folgen einer Verwundung.

Als Katharina vom Tod ihres Mannes erfuhr, war sie schwanger: Ihr Sohn Heinrich Thomas kam am 16. Juli 1943 zur Welt. Glücklicherweise konnte die junge Witwe auf die Unterstützung der verbliebenen Mitglieder der Widerstandsgruppe Langhorst zählen. Am 13. Februar 1945 war Katharina zu Besuch bei ihren Eltern in der Christianstraße. Als der Fliegeralarm einsetzte, suchte die gesamte Hausgemeinschaft Zuflucht im Keller des Hauses. Katharina, ihr Sohn Heinrich Thomas und ihre Eltern erstickten dort unter den Trümmern und wurden später, wie viele andere Opfer, auf dem Dresdner Altmarkt verbrannt. Obwohl auch das Wohnhaus der Schwiegereltern in der König-Albert-Straße von einer Bombe getroffen wurde, überlebten ihre Schwiegermutter Johanna, die Schwägerin Flora und deren Tochter.

Weiterführende Literatur:

Buschak, Willy: Widerstand in Sachsen. Eine Ausstellung und ihre Geschichte, in: Hirschfeld, Uwe (Hg.): *Erinnern wozu? Beiträge zur politisch-historischen Bildung*. Berlin 2015, S. 85-100.

Geyken, Frauke: *Wir standen nicht abseits. Frauen im Widerstand gegen Hitler*. München 2014.

Heinsohn, Kirsten/ Vogel, Barbara/ Weckel, Ulrike (Hg.): *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*. Frankfurt a. M. und New York 2023.

Käppner, Joachim: *Soldaten im Widerstand. Die Strafdivision 999, 1942 bis 1945*. München 2022.

Wickert, Christl: *„Der Freiheit verpflichtet“*. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Berlin 2013.

Adolf Mahnke

* 7. April 1891 in Berlin

† 13. Februar 1945 in Dresden

Bühnenbildner



Abb.: Adolf Mahnke. In: Schum, Alexander; Sächsische Staatstheater; Reichs-Theaterfestwoche: Künstlerbuch der Sächsischen Staatstheater. Anlässlich der 1. Reichs-Theaterfestwoche (1984), S. 122

Adolf Mahnke kam 1922 als Leiter des Malsaals an das Schauspielhaus Dresden. Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Dresdner Theater auf Augenhöhe mit den großen Bühnen der Weimarer Republik: Wie in Berlin, Hamburg und München erprobte auch Dresden ein modernes, avantgardistisches Theater. Dies sorgte für Begeisterung, aber auch für Angriffe: Als im Januar 1924 das Stück „Hinkemann“ des jüdischen Kommunisten Ernst Toller zum ersten Mal in Dresden aufgeführt wurde, störten 800 Antisemit*innen und Nationalist*innen, darunter Mitglieder der zu diesem Zeitpunkt verbotenen NSDAP, die Vorstellung. Sie erreichten nicht nur die Absetzung des Stücks, sondern besiegelten damit auch das Ende eines kritischen Theaters in Dresden.

Ungeachtet dessen blieb Mahnke beim Dresdner Schauspiel. Die Schauspielleitung garantierte ihm eine größere Freiheit in künstlerischen Fragen und ein steigendes Einkommen. So gestaltete Mahnke unter anderem die Bühnen für die Uraufführungen von Johann Strauss' „Intermezzo“ (1924) sowie für das expressionistische Stück „Der Protagonist“ (1926). In den folgenden Jahren festigte Mahnke seine Stellung am Sächsischen Staatstheater, während seine jüdischen Kolleg*innen oder „politisch Untragbare“ bereits ab 1930 entlassen wurden: Eigens dazu gründete sich in Dresden – in der Weimarer Republik einmalig – eine sogenannte Theaterfachgruppe der NSDAP. Unter der Führung des Theaterfriseurs Franz Heger machten es sich deren Mitglieder zur Aufgabe, das Theater von der „Beherrschung durch Fremdrassige“ zu befreien und es damit wieder zu einem „deutschen Theater“ zu machen.

Nach der Machtergreifung hisste die Gruppe in Begleitung eines SA-Trupps am 7. März 1933 die Hakenkreuzfahne auf dem Dach des Staatstheaters. Anschließend wurde die Bühne der Semperoper besetzt und das Direktorium von Oper und Schauspiel abgesetzt: Insgesamt 34 Mitglieder der Dresdner Staatstheater verloren bis Ende 1933 aufgrund ihrer jüdischen Herkunft oder ihrer politischen Einstellung ihre Anstellung. Mahnke selbst war von den „Säuberungen“ nicht betroffen. Im Gegenteil: Noch im selben Jahr wurde er zum Ausstattungsleiter des Schauspielhauses und der Oper befördert.

1934 fiel die Wahl für die Kulisse der 1. Reichs-Theaterwoche auf die Semperoper und das Dresdner Schauspielhaus. Goebbels begründete die Entscheidung damit, dass dort in Dresden das Streben der Kunst „zuerst und am sichtbarsten in den Nationalsozialismus einmündete“. In der Semperoper wurde zu diesem Anlass „Tristan und Isolde“ des Antisemiten Richard Wagners aufgeführt, und im Programm des Schauspielhauses dominierten Stücke neuerer nationalsozialistischer Autor*innen. Dies blieb nicht bloße Episode: Zwischen 1933 und 1943 wurden insgesamt 43 solcher Stücke in den Spielplan aufgenommen, und für die meisten davon gestaltete Mahnke, der 1940 außerdem zum Professor für Bühnenmalerei und Bühnenbildgestaltung an die Staatliche Kunsthochschule Dresden berufen wurde, die Bühnenbilder. Aber Mahnke profitierte nicht nur von der nationalsozialistischen Vereinnahmung der Dresdner Theater, sondern gestaltete durch die Instrumentalisierung und Inszenierung der Kunst im Sinne der nationalsozialistischen Propaganda die Umsetzung der NS-Ideologie an den Dresdner Staatstheatern direkt mit. Adolf Mahnke starb in der Nacht des 13. Februar 1945 gemeinsam mit seiner Frau in einem Bombenschutzkeller seines Wohnhauses.

Weiterführende Literatur:

Daiber, Hans: Schaufenster der Diktatur. Theater im Machtbereich Hitlers. Stuttgart 1995.

Hädrich, Kerstin: Die Sächsische Staatsoper im Dritten Reich. In: Michael Heinemann/ Hans John (Hg.): Die Dresdner Oper im 20. Jahrhundert. Laaber 2011.

Heer, Hannes/ Kesting, Jürgen/ Schmidt, Peter: Verstummete Stimmen. Die Vertreibung der „Juden“ und „politisch Untragbaren“ aus den Dresdner Theatern 1933 bis 1945. Berlin 2011.

Pieper, Christine/ Schmeitzner, Mike/ Naser, Gerhard (Hg.): Braune Karrieren. Dresdner Täter und Akteure im Nationalsozialismus. Dresden 2012.

Seidel, Norbert: „Die Kunst ist wieder deutsch“. Das Dresdner Schauspiel in der NS-Zeit, in: Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte 22 (2004) 79, S. 77 ff.

Otto Oesterhelt (Gotthold Otto Israel)

* 2. September 1883 in Zitzschewig

† 14. Februar 1945 in Dresden

Professor und Kommunalpolitiker (NSDAP)



Abb.: ausserord. Prof. Dr.-Ing. Israel. In: SLUB Dresden / Deutsche Fotothek / Ursula Richter (um 1930)

Als „kalt und formell“ beschrieb Victor Klemperer das Zeremoniell, bei dem am 14. November 1934 die Dozentenschaft der Technischen Hochschule Dresden (TH) ihren Treueeid auf den „Führer und Reichskanzler Adolf Hitler“ schwor. Einer darunter war Otto Oesterhelt, außerordentlicher Professor für Höhere Geodäsie und Katasterkunde (Vermessung der Erdoberfläche).

Oesterhelt bestimmte die nationalsozialistische Gleichschaltung der Dresdner Hochschule zu großen Teilen mit. Bereits 1930 trat Dr. Gotthold Otto Israel der NSDAP bei, für die er 1932 ins Dresdner Stadtparlament gewählt wurde. Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten erschien ihm sein „undeutscher“ Name hinderlich für die weitere Karriere, sodass er ihn in Oesterhelt ändern ließ. 1933 wurde er zum Obmann der Hochschulfachschaft des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB) ernannt. In seiner Doppelfunktion als Stadtrat und Obmann des NSLB bemühte er sich im Januar 1934 erfolgreich darum, die Gauleitung der NSDAP in die Ernennung des Hochschulsenats einzuschalten. Nachdem das sächsische Ministerium für Volksbildung bereits im Dezember 1933 die Ernennung des Rektors für sich beanspruchte, gab die Leitung der Technische Hochschule Dresden damit die letzte verbliebene Form der Selbstbestimmung ab. Die freiwillige Gleichschaltung der Hochschule war damit abgeschlossen.

Oesterhelts Engagement für den Nationalsozialismus kam seiner Karriere zugute. 1935 wurde er von Rudolf Heß – dem Stellvertreter Adolf Hitlers – sowie vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zum ordentlichen Professor ernannt. Bald darauf folgte die Ernennung zum Leiter des NS-Dozentenbundes an der TH Dresden und der Aufstieg zum Kreisamtsleiter der NSDAP. Damit gewann Oesterhelt immer größeren Einfluss auf die Personalpolitik der TH Dresden und sorgte dafür, dass zwischen 1933 und 1945 mindestens 32 Hochschullehrer*innen der TH entlassen oder zwangsermeritiert wurden. Auch auf informellem Wege nahm er auf das Personalwesen der TH Einfluß: Unter anderem verbreitete er Gerüchte über die vermeintlich jüdische Abstammung des Professors für Kraftfahrtwesen, Otto Wawrziniok (1873-1934). Diese Anschuldigung sowie wiederholte Unterschlagungsvorwürfe trieben Warziniok schließlich

in den Selbstmord. Auch seinen Vorgesetzten und Leiter des Geodätischen Instituts, Prof. Paul Werkmeister, feindete Oesterhelt an und forcierte damit dessen Entschluss, sich 1938 vorzeitig emeritieren zu lassen. Die Leitung des Instituts, das sich während der NS-Zeit vor allem aufgrund Oesterhelts Forschung im Bereich der Luftbildvermessung für die Luftwaffe einen Namen machte, übernahm dieser 1941 schließlich selbst und blieb bis zu seinem Tod in dieser Funktion. Oesterhelt wurde beim Luftangriff auf Dresden am 13. Februar 1945 im Großen Garten von einem Baum erschlagen.

Weiterführende Literatur:

Fraunholz, Uwe/ Steinberg, Swen/ Beckert, Stefan/ Eichkorn, Florian/ Marlow, Ulrike/ Weise, Stefan: [Mit]gemacht? Technik- und Naturwissenschaftler der TH Dresden im Nationalsozialismus. Dresden 2012. ><https://tud.qucosa.de/api/qucosa%253A26237/attachment/ATT-0/> < [zuletzt am 3.12.2023].

Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, 1. Bd., Berlin 1995.

Nolzen, Armin: Die sächsische NSDAP nach 1933. Sozialstrukturen und soziale Praktiken. In: Heydemann, Günther, u. a. (Hg.): Sachsen und der Nationalsozialismus. Göttingen 2014, S. 43-58.

Peschel, Andreas: Die Entwicklung der Dresdner NSDAP bis 1933. In: Stadtmuseum Dresden (Hg.): Dresdner Geschichtsbuch 18, Dresden 2013, S. 151 – 170.

Peschel, Horst: Das Geodätische Institut. In: Koloc, Kurt/ Ley, Hermann (Hg.): 125 Jahre Technische Hochschule Dresden 1828-1953. Berlin 1953.

Pommerin, Reiner: Die Geschichte der TU Dresden 1828-2003. Köln 2003.

Ingeborg Emilie Rietzel (geb. Rühl)

* 27. November 1920 in Wetzlar/ Hessen

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Hausfrau und Mutter

„8 Sekunden“ lautet die Zeitangabe im Protokoll über die Hinrichtung von Elfriede Scholz (*25. März 1903). Am 16. Dezember 1943 hatte die NS-Justiz die jüngste Schwester des Schriftstellers Erich Maria Remarque in der Vollzugsanstalt Berlin-Plötzensee durch das Fallbeil töten lassen. Die Anschuldigung lautete „Wehrkraftzersetzung“. Das Todesurteil, das der Volksgerichtshof unter dem Vorsitz des fanatischen NS-Richters Roland Freisler aussprach, richtete sich nicht nur gegen sie, sondern auch gegen ihren im Exil lebenden Bruder. Freisler bedauerte während der Verhandlung, dass „Ihr Bruder [...] uns leider entwischt“ ist – Elfriede Scholz hingegen würde, so Freisler, der NS-Justiz „nicht entwischen“. Elfriede Scholz war eine unter 17.600 Personen, die zwischen 1933 und 1945 von der NS-Justiz zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. In den meisten Fällen war die Weltanschauung oder politische Gesinnung der Grund für den justiziellen Mord. Und nicht selten setzten Denunziant*innen aus dem eigenen Lebensumfeld der Beschuldigten die Ermittlungen und Verfolgungen durch die NS-Behörden in Gang.

Auch die Dresdner Damenschneidermeisterin Elfriede Scholz, die kein Geheimnis aus ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialismus machte, wurde von einer Bekannten, einer Kundin – und vermeintlichen Freundin, denunziert: Ingeborg Emilie Rietzel. Auslöser für die Denunziation Rietzels war offenbar eine Bagatelle. Die überzeugte Nationalsozialistin und Ehefrau eines Wehrmachtsoffiziers war wohl verärgert darüber, dass die Schneiderin ihr nicht rechtzeitig zum Fronturlaub ihres Mannes ein bestelltes Kleid liefern konnte. Und so brachte sie ihren Mann dazu, bei seiner vorgesetzten Dienststelle Meldung über die „defätistischen“ Äußerungen von Elfriede Scholz zu machen. Obwohl rund hundert Kundinnen zur Gesinnung der Schneiderin



Abb.: Ingeborg Rietzel geb. Rühl. In: Privatbesitz

befragt wurden und keine von ihnen die Anschuldigungen bestätigen konnte, schenkte der Volksgerichtshof den Aussagen Rietzels Glauben. Dazu trug auch bei, dass Elfriede Scholz' Vermieterin – Antonie Wentzel – die Aussagen Rietzels stützte.

In der Urteilsbegründung lassen sich Rietzels Anschuldigungen nachlesen: Elfriede Scholz habe ihr gegenüber den Wunsch geäußert, „dem Führer gerne eine Kugel durch den Kopf“ zu jagen, und sie wünsche es „den kämpfenden Soldaten, dass ihre Frauen durch Bombenterror“ umkämen und „den sieggläubigen Frauen, dass ihre Männer draußen fallen“.

Ingeborg Rietzel war sich der Tragweite ihres Handelns bewusst: Als am 29. Oktober 1943 das Todesurteil gegen Elfriede Scholz verhängt wurde, äußerte sie gegenüber einem Angehörigen der Beschuldigten, dass sie zufrieden mit dem Ausgang des Prozesses sei. Auch die Vermieterin Antonie Wentzel hatte das Todesurteil mitzuverantworten. Im Jahr 1950 musste sie sich vor der Dresdner Strafkammer wegen Beihilfe zum justiziellen Mord verantworten. Sie wurde zu fünf Jahren Zuchthaus und zum Einzug ihres Vermögens verurteilt. Ingeborg Rietzel hingegen konnte nicht mehr für ihre Tat zur Verantwortung gezogen werden: Sie kam während der alliierten Luftangriffe am 13. Februar 1945 mit ihren beiden Söhnen Falk und Kai ums Leben.

Weiterführende Literatur:

Diewald-Kerkmann, Gisela: Politische Denunziation im NS-Regime oder die kleine Macht der „Volksgenossen“. Bonn 1995.

Dörner, Bernward: NS-Herrschaft und Denunziation. Anmerkungen zu Defiziten in der Denunziationsforschung. In: Historical Social Research. 26 (2001) 2/3, S. 55-69.

Glunz, Claudia/ Schneider, Thomas: Elfriede Scholz, geb. Remark: Im Namen des deutschen Volkes, Dokumente einer justitiellen Ermordung (Schriften des Erich Maria Remarque-Archivs, Bd. 11), Osnabrück 1997.

Paul, Gerhard: Private Konfliktregulierung, gesellschaftliche Selbstüberwachung, politische Teilhabe? Neuere Forschungen zur Denunziation im Dritten Reich, in: Archiv für Sozialgeschichte 42 (2002), S. 380-402.

Thies, Heinrich: Die verlorene Schwester. Elfriede und Erich Maria Remarque, Eine Doppelbiografie. Springe 2020.

Die Brüder Václav und Vincenc Rýdl

Rýdl, Václav

* 16. August 1900 in Velké Poříčí/Böhmen

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Weber

Rýdl, Vincenc

* 20. August 1888 in Velké Poříčí/Böhmen

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Spinner



Abb.: Václav Rýdl. In: Stiftung Sächsische Gedenkstätten / Gedenkstätte Münchener Platz Dresden



Abb.: Vincenc Rýdl. In: Stiftung Sächsische Gedenkstätten / Gedenkstätte Münchener Platz Dresden

Als es am 16. Mai 1944 an der Tür von Václav Rýdl klopfte, war ihm vermutlich bewusst, was ihn erwartete. Bereits am Tag zuvor nahm er – unter dem Vorwand, lediglich eine Kanne Milch holen zu wollen – Abschied von der Familie seiner Schwester Růžena. Ein letztes Mal unterhielten sie sich an diesem Abend über die großen innen- und außenpolitischen Fragen und versicherten einander, dass es bald zu einem Ende des Krieges kommen würde. Nicht dabei war ihr Bruder Vincenc, der bereits am 28. März 1944 von der Gestapo verhaftet wurde.

Václav und Vincenc Rýdl gehörten einer 49-köpfigen Gruppe kommunistischer Widerständler*innen in der Umgebung der Stadt Hronov im sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren (im heutigen Tschechien) an. Bereits seit dem Einmarsch der Deutschen in die Tschechoslowakei im März 1939 leistete die Gruppe Widerstand gegen die Besatzer. Sie sammelte Informationen über die deutsche Rüstungsproduktion, produzierte Sprengstoff für Sabotageakte, verteilte illegale Druckerzeugnisse und unterstützte die Familien bereits Inhaftierter mit Sammelaktionen. Zwischen dem 17. Februar und 16. Mai 1944 wurde die Gruppe von der Gestapo ausgehoben.

Bis zum Verbot der Partei 1938 war Vincenc Rýdl Vorsitzender der Kommunistischen Partei in der ländlich geprägten Region Velké Poříčí und wirkte dort im Arbeiter*innen-Theater mit. Seine politische Überzeugung veranlasste ihn früh, sich dem Widerstand gegen die Nationalsozialisten anzuschließen und diesen in der Region zu organisieren. Sein Bruder Václav hingegen – ein fußballbegeisterter Weber – schloss sich erst Ende 1942 der Widerstandsgruppe an. Er verteilte antifaschistische Flugschriften und sammelte Spenden für die Betroffenen der nationalsozialistischen Repression. Aber wie bereits viele andere Widerstandsgruppen zuvor wurde auch die der beiden Brüder von Gestapo-Spitzeln infiltriert. Nach ihrer Verhaftung brachte man die Mitglieder der Gruppe zunächst in das berüchtigte Gestapo-Untersuchungsgefängnis Prag-Pankrác und von dort in das Gestapo-Gefängnis in Theresienstadt. Im Januar 1945 wurden die Brüder in die Haftanstalt Mathildenstraße in Dresden verlegt: Bis zu diesem Zeitpunkt standen in Dresden bereits mehr als 6.000 Tschech*innen in Hoch- und Landesverratsprozessen vor deutschen Richter*innen. 493 von

ihnen wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Bombardierung Dresdens am 13. Februar 1945 verhinderte die Urteilsverkündung gegen die Gruppe aus dem tschechischen Hronow. Im allgemeinen Chaos der Nacht gelang es einigen inhaftierten Mitgliedern, zu fliehen und bis zur Befreiung durch die Alliierten unterzutauchen. Václav und Vincenc Rýdl war dies nicht vergönnt: Gemeinsam mit ihren Weggefährten František Bitnar und Jaroslav Žid fanden sie unter den Trümmern des eingestürzten Gefängnisses in der Mathildenstraße den Tod.

Weiterführende Literatur:

Brandes, Detlef: Umvolkung – Umsiedlung – rassische Bestandsaufnahme. NS-„Volkstumspolitik“ in den böhmischen Ländern. München 2012.

Fuchs, Vilém: Schatten – Spuren – Begegnungen. Die bitteren Jahre in Prag 1935-1945. Bremen 1999.

Glettler, Monika/ Lipták, Lubomír / Mísková, Alena (Hg.): Geteilt, besetzt, beherrscht: Die Tschechoslowakei 1938-1945, Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei. Essen 2004.

Rychlík, Jan: The Slovak Question and Resistance Movement during the Second World War. In: Teich, Mikuláš/ Kováč, Dušan/ Brown, Martin (Hg.): Slovakia in History. New York 2011.

Sack, Birgit/ Hacke, Gerald: Verurteilt – inhaftiert – hingerichtet. Politische Justiz in Dresden 1933-1945, 1945-1957. Dresden 2016.

Sack, Birgit/ Roeser Matthias: Zum Beispiel Vilém Kostka. Der tschechische Widerstand vor dem Oberlandesgericht Dresden. Ein Haftschicksal in Briefen 1941-1945. Dresden 2001.

Wilhelm Otto Schumann

* 21. November 1886 in Meißen

† 13. Februar 1945 in Dresden

Pfarrer der Kreuzkirche



Abb.: Otto Schumann. In: Landeskirchenarchiv Dresden / Bestand 20 / Nr.2481

Wilhelm Otto Schumann kam am 21. November 1886 in Meißen zur Welt. Dort besuchte er das bekannte St. Afra Gymnasium und studierte in Lausanne und Leipzig Philosophie, Geschichte und Germanistik sowie in Marburg und Leipzig evangelische Theologie. Am 11. Januar 1914 wurde Schumann zum Pfarrer im erzgebirgischen Grünstädtel/Pöhla ordiniert und heiratete im gleichen Jahr seine Jugendliebe Elisabeth (geb. Fiedler), mit der er drei Söhne und zwei Töchter hatte.

Zeitzeug*innen beschreiben Pfarrer Schumann als offenen, weltgewandten und liberalen Theologen mit vielfältigen Interessen und wachem politischen Geist. Seine christlichen Überzeugungen ließen ihn kritische Distanz zum Nationalsozialismus halten und bewogen ihn schon 1933 dazu, dem sogenannten „Pfarrernotbund“ beizutreten. Später engagierte er sich in der „Bekennenden Kirche“, einer Oppositionsbewegung evangelischer Christen, der sich gegen die Anschlussversuche der „Deutschen Christen“ an den Nationalsozialismus wandte. Diese Versuche erreichten in Sachsen im Dezember 1934 ihren vorläufigen Höhepunkt, als sich die Synode der Evangelischen Kirche der völkisch-rassistischen Ideologie des NS-Staates anschloss und sich damit sozusagen selbst gleichschaltete. Wörtlich bekannte sie sich zu „Blut und Rasse, weil das Volk eine Blut- und Wesensgemeinschaft ist“ und zur Rassenideologie des NS: „Weil die deutsche Volkskirche die Rasse als Schöpfung Gottes achtet, erkennt sie die Forderung, die Rasse rein und gesund zu erhalten, als Gottes Gebot“. Die Evangelische Kirche übernahm zudem den sogenannten Arierparagraphen, der festlegte, dass keine Person jüdischer Abstammung im staatlichen Dienst arbeiten durfte, und entfernte Menschen mit jüdischen Vorfahren aus dem kirchlichen Dienst.

Die Bekennende Kirche war keine Widerstandsorganisation und es bleibt darüber hinaus unklar, wie sich Pfarrer Schumann in den Jahren 1934 bis 1945 positionierte. In seiner letzten Predigt vom 11. Februar 1945 – nur zwei Tage vor dem Bombenangriff, bei dem er selbst den Tod fand – formulierte er jedenfalls ein humanistisches Weltbild: „Dich wieder zu lieben in denen, die Du uns zu Brüdern und Schwestern geschaffen hast, auch wenn uns jetzt so viele blutige Fronten voneinander trennen“, forderte er darin, und in Anspielung auf die christlich-jüdische Glaubenstrias „Glaube, Liebe, Hoffnung“, erklärte er, dass dieser Glaubensgrundsatz stärker sei als „irdi-

sche Gewalthaber und menschliche Gemeinheit“. Allerdings zeigte er seine klare Haltung in einer öffentlich gehaltenen Predigt zu einem Zeitpunkt, als das „Dritte Reich“ schon erkennbar in Trümmern lag.

Pfarrer Otto Schumann starb zusammen mit seiner Frau Elisabeth, seiner Tochter und deren acht Monate altem Baby sowie zwei weiteren Pfarrfamilien und Bewohner*innen des Pfarrhauses der Kreuzkirchengemeinde in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 im Luftschutzraum des Pfarrhauses. Von seiner siebenköpfigen Familie überlebten nur die älteste Tochter Ursula und der 17-jährige Sohn Gottfried den Krieg.

Weiterführende Literatur:

Blaschke, Olaf: Die Kirchen und der Nationalsozialismus. Stuttgart 2014.

Gailus, Manfred: Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat im nationalsozialistischen Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2018) ><https://www.bpb.de/themen/religion-ethik/504958/das-verhaeltnis-zwischen-kirche-und-staat-im-nationalsozialistischen-deutschland/> < [zuletzt am 3.12.2023].

Gerlach, Wolfgang: Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden. Berlin 1993.

Kuessner, Dietrich: Zum Hitlerbild in der Deutschen Evangelischen Kirche. Braunschweig 2021.

Lindemann, Gerhard: Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsens und der Nationalsozialismus. In: Kirchliche Zeitgeschichte 18 (2005) 1, S. 182-237.

Schmidt, Kurt Dietrich: Einführung in die Geschichte des Kirchenkampfes in der nationalsozialistischen Zeit. 2. Aufl., Hermannsburg 2010.

Strohm, Christoph: Die Kirchen im Dritten Reich. München 2011.

Die Brüder Alfred und Iwan Schwarz

Alfred Schwarz

* 23. November 1892 in Altona

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Damenschneider

Iwan Schwarz

* 8. Dezember 1893 in Dresden

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Maschinist

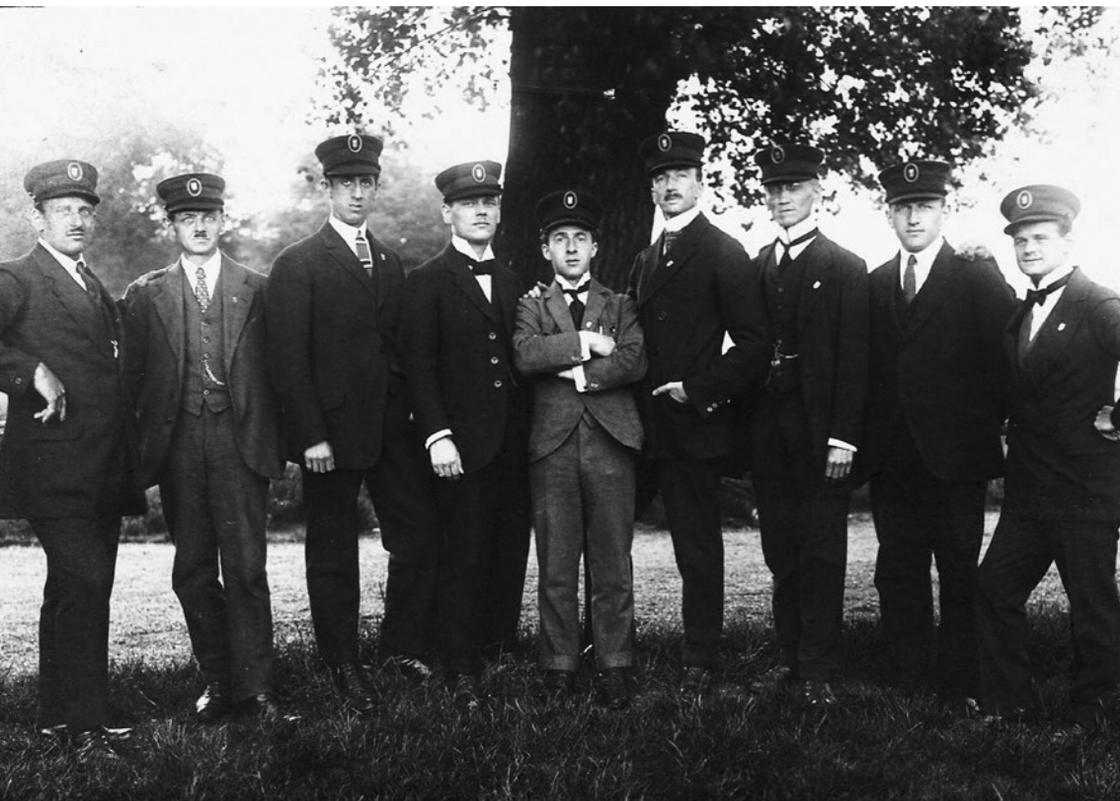


Abb.: Vorstand des Dresdner Taubstummen Schwimmvereins von 1920; Iwan Schwarz (3. von links) und Alfred Schwarz (mitte). In: Dresdner Gehörlosen Sportverein 1920 e. V. / Chronik

Die jüdische Familie Schwarz zog im Oktober 1893 mit ihrem knapp einjährigen Sohn Alfred nach Dresden. Nur wenige Monate später wurde dort ihr zweiter Sohn Iwan geboren. Beide Jungen kamen gehörlos und gehbehindert auf die Welt. Und zudem war Dresden zu dieser Zeit eine Hochburg des Antisemitismus im Kaiserreich. Trotz dieser schwierigen Bedingungen machten Alfred und Iwan ihren Weg. Alfred erlernte den Beruf des Damenschneiders und Iwan wurde Maschinist. Obwohl der virulente Antisemitismus in Dresden auch während der Weimarer Zeit spürbar blieb, blühte in den 1920er Jahren das jüdische Leben in der Stadt auf. Jüdinnen und Juden hatten großen Einfluss auf die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Dresdens. Es entstanden jüdische Stiftungen und Vereine, die sich um die Belange und Sorgen der rund 5.100 Gemeindemitglieder kümmerten. Beispielhaft für das wachsende jüdische Selbstbewusstsein war auch die Gründung des „Dresdner Taubstummen Schwimmverein 1920 e.V.“ durch die Brüder Schwarz. Der Verein veranstaltete 1921 die erste deutsche Meisterschaft im Gehörlosen-Schwimmen und plante, ein Erholungsheim in Königstein-Halbstadt aufzubauen.

Das deutsch-jüdische Zusammenleben fand jedoch Anfang der 1930er Jahre sein jähes Ende. Die Gebrüder Schwarz erlebten den Beginn des Nationalsozialismus durch alltäglichen Diskriminierungen, zahlreiche antisemitische Ausschreitungen und schließlich durch die „Nürnberger Rassengesetze“ von 1935. Im selben Jahr erfolgte auch der erzwungene Zusammenschluss des „Dresdner Taubstummen Schwimmvereins“ mit anderen Gehörlosenvereinen, der unmittelbar den Ausschluss der Brüder aus dem eigenen Verein zur Folge hatte. Das war allerdings erst der Beginn der antisemitischen Eskalation: Bereits bevor die Dresdner Semper-Synagoge im Zuge der Novemberpogrome 1938 vom nationalsozialistischen Mob zerstört wurde, begannen Dresdner Behörden, jüdische Menschen in sogenannten Judenhäusern zusammenzudrängen. In Dresden gab es 32 dieser Häuser. Die Menschen litten dort unter unzumutbaren hygienischen Bedingungen und mussten jederzeit willkürliche und gewalttätige Hausdurchsuchungen durch die Gestapo fürchten. Nach dem gesellschaftlichen Ausschluss und der räumlichen Segregation der jüdischen Bevölkerung Dresdens begannen dann die systematischen Deportationen in den Osten. Ende 1941 waren noch 1.265 Jüdinnen und Juden im Regierungsbezirk Dresden-Bautzen

registriert. Bis zum Januar 1945 sank ihre Zahl auf weniger als 200. Unter diesen befanden sich auch Alfred und Iwan Schwarz, da ihre sogenannten „Mischehen“ mit nicht-jüdischen Frauen sie vorläufig vor der Deportation in die Konzentrations- und Vernichtungslager schützte. Damit waren sie aber keineswegs in Sicherheit: Mit einem der letzten Transporte aus Dresden sollten sie – am 16. Februar 1945 – deportiert werden. Diesen Tag erlebten die Brüder nicht mehr – sie starben unter den Trümmern eines der letzten noch bewohnten und dann am 13. Februar 1945 zerstörten „Judenhäuser“ in der Sporergerasse 2.

Weiterführende Literatur:

Kolditz, Gerald: Zur Entwicklung des Antisemitismus in Dresden während des Kaiserreichs. In: *Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte* 14 (1996) 45, S. 40 ff.
Pieken, Gorch/ Rogg, Matthias (Hg.): *Schuhe von Toten. Dresden und die Shoa*, Dresden 2014.

Gryglewski, Marcus: Zur Geschichte der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933-1945. In: Haase, Norbert/ Jersch-Wenzel, Steffi/ Simon, Hermann (Hg.): *Die Erinnerung hat ein Gesicht. Fotografien und Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933-1945*. Leipzig 1998, S. 99 ff.

Archiv Gedenkbuch der Jüdischen Gemeinde Dresden (Hg.): *Biografie der Brüder Alfred und Iwan Schwarz*.

Dresdner Gehörlosen Sportverein 1920 e. V. (Hg.): *Zur Geschichte des Dresdner Gehörlosen Sportverein e. V.* ><http://www.dgsv1920.de/wir-ueber-uns/chronik>< [zuletzt am 3.12.2023].

Goldenbogen, Nora: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Dresden seit 1938. Ein Überblick. In: *Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte* 14 (1996) 45, S. 79 ff.

Stepan Efremowitsch Stepankow

* 1. Mai 1918 im Kreis Kamenez-Podolski/Ukraine

† 13./14. Februar 1945 in Dresden

Landarbeiter

Personalkarte I: Personelle Angaben

Bezeichnung der Gefangenengruppe: Nr. 100

Kriegsgefangenen-Stammlager: Lager: 7. 2. 34 Stammplatz KA/F

Name: Stepankow - Efremowitsch Staatsangehörigkeit: Ukraine

Vorname: Stepan Ewgenij Ewgenowitsch Dienstgrad: Unteroffizier

Geburtsort und -ort: 15. 10. 1918, Lobitka, Kreis Kamenez-Podolski Truppenteil: 477. Inf. Div. Komp. ufw.: 101

Religion: orth. Zivilberuf: Landarbeiter Berufs-Gr. I/AL

Vorname des Vaters: Efrem Matrikel Nr. (Stammrolle des Heimatstaates): -

Familienname der Mutter: Prokopow Gefangenname (Ort und Datum): St. Petersburg, 8. 5. 44

Ob gesund, krank, verwundet eingeliefert: gesund

Vorbild



Nähere Personalbeschreibung

Oröße	Haarfarbe	Andere Kennzeichen:
<u>178</u>	<u>schwarz</u>	<u>6 Kl., 10 Z.</u>
Name und Anschrift der zu benachrichtigenden Person in der Heimat des Kriegsgefangenen		
<u>Stepan Efremowitsch Stepankow</u>		
<u>Lobitka, Kreis Kamenez-Podolski</u>		
Passep.: <u>Polen</u>		
<u>Obt. Kamenez-Podolski</u>		

Wenden!

8262

8/5-44

8. 5. 44

May mit Papen bei Kamenez
am 13. 2. 45 v. Bombardement
auf Waisen ins Leben
erkranken.
Евгеніевич Степанков.
Кам-Подольская обл.
? Дангезки рн?
Варав. кент.
Слобода

Personalkarte I von Stepan Stepankow (1942-1945). In: Stiftung Sächsische Gedenkstätten / Dokumentationsstelle der Stiftung Sächsische Gedenkstätten

Am 8. Mai 1942 wurde Stepan Stepankow als Soldat des 477. Artillerieregiments der Roten Armee bei der Schlacht um die Stadt Kertsch auf der Halbinsel Krim von deutschen und rumänischen Truppen gefangen genommen. Bis Juli 1942 wurde er über verschiedene Gefangenessammelstellen und Kriegsgefangenenlager (unter anderem im besetzten Polen) in das Stammlager (Stalag) XII G Johannis-Bannberg-Bolchen in Frankreich deportiert. Dabei handelte es sich, bis zur Besetzung durch die Wehrmacht im Sommer 1940, um eine Kaserne für 1200 französische Soldaten. Das Stalag XII G, in dem bis zu 4.500 Gefangene untergebracht waren, diente nun als Lazarett für nicht arbeitsfähige sowjetischen Kriegsgefangene, deren Arbeitskraft durch einfachster medizinische Mittel wiederhergestellt werden sollte. Für viele sowjetische Gefangene kam jede Behandlung jedoch zu spät: Sie starben entweder an den unmenschlichen Bedingungen in den Kriegsgefangenenlagern im Osten, an Unterernährung oder auf den strapaziösen Transporten zwischen den Lagern.

Stepan Stepankow überlebte: Von August 1942 bis Januar 1943 wurde er in einem sogenannten Arbeitskommando in Bübingen bei Saarbrücken eingesetzt. Sehr wahrscheinlich musste er dort Zwangsarbeit für die Reichsbahn verrichten. Mit fortschreitendem Kriegsverlauf änderten sich die Art der Zwangsarbeit der sowjetischen Kriegsgefangenen. Bis dahin ausschließlich in der Industrie oder Landwirtschaft eingesetzt, mussten sie nun als Behelfspersonal an der Flak-Artillerie Dienst tun und waren so gezwungen, auf ihre eigenen Kamerad*innen zu schießen. Stepan Stepankow wurde der Flak-Scheinwerfer Abteilung in Frankfurt am Main zugeteilt, die der Luftschutzabwehr des kriegswichtigen Chemiekonzerns I.G. Farben diente. Das deutsche Unternehmen, das an den nationalsozialistischen Verbrechen partizipierte und davon profitierte, wurde aufgrund seiner Verwicklungen in den Holocaust nach Kriegsende vom Alliierten Kontrollrat aufgelöst.

Stepan Stepankow wurde im April 1943 ins Kriegsgefangenenlager „Luft 5“ in Wolfen gebracht, wo die I.G. Farben ebenfalls ein Werk hatten, in dem Tausende Gefangene Zwangsarbeit verrichteten. Auch hier wurde Stepankow in der Luftabwehr eingesetzt. Zwar gab eine Weisung der Militärführung, darauf zu achten, dass „die volle Arbeitskraft [der Kriegsgefangenen] nutzbar gemacht und erhalten“ werde, doch änderte das nichts an den realen Bedin-

gungen und dem Leid der Menschen in den Lagern. Wie bei vielen anderen auch verschlechterte sich Stepankows gesundheitlicher Zustand im Verlauf des Krieges dramatisch. Ungeachtet dessen wurde er im November 1944 nach Dresden transportiert. Vermutlich sollte er dort erneut Luftschutzaufgaben übernehmen. Augenzeug*innen zufolge kam Stepan Efremowitsch Stepankow bei der Bombardierung der Stadt am 13. Februar 1945 ums Leben. Damit zählt er zu den etwa drei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen, die während des Zweiten Weltkriegs in deutscher Gefangenschaft starben.

Weiterführende Literatur:

Herbert, Ulrich (Hg.): Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938-1945. Essen 1991.

Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1999.

Jehn, Alexander/ Kirschner, Albrecht/ Wurthmann, Nicola: IG Farben zwischen Schuld und Profit. Abwicklung eines Weltkonzerns. Marburg 2022.

Kolditz, Gerald: Sowjetische Kriegsgefangene und „Ostarbeiter“ zwischen 1941 und 1945 in Sachsen. In: Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte 21 (2003) 74, S. 78-84.

Nagel, Jens: Gefangenenbiografie Stepan Efremowitsch Stepankow, geb. 01.05.1918. Zeithain 2016.

Nagel, Jens: Gefangenenbiografie Nikita Michailowitsch Tjelmoj, geb. 31.05.1901. Zeithain 2016.

Spohr, Johannes: Die Ukraine 1943/44. Loyalitäten und Gewalt im Kontext der Kriegswende. Berlin 2021.

Hildegarda Voglová (Geb. Hellerová)

* 31. Januar 1903 im Kreis Rakovník/ Böhmen

† 14. Februar 1945 in Dresden

Ärztin



Abb.: Hildegarda Voglova (1938). In: National Archiv Prag / Polizei Direktion Prag (1941-1950) / V 4550 / 6

Ende 1944 wurden für die NS-Rüstungsindustrie etwa 5.000 Häftlinge aus den Konzentrationslagern nach Dresden deportiert und auf mindestens zehn Außenkommandos des Konzentrationslagers Flossenbürg verteilt. Unter ihnen befand sich auch die 41jährige tschechische Jüdin und Röntgenärztin Hildegarda Voglová. Gemeinsam mit 498 weiteren Häftlingen traf sie am 26. November 1944 in Dresden und nach einem Marsch quer durch die Öffentlichkeit der Stadt im Metallwerk Striesen der Berliner Firma Bernsdorf & Co. ein.

Ihr Medizinstudium hatte sie im Mai 1928 mit einer Promotion an der deutschen Universität in Prag abgeschlossen. Nach einer Übergangszeit, in der sie als externe Ärztin arbeitete, meldete sie im Juli 1931 ihre Tätigkeit als Röntgenärztin an. Mit der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch das NS-Regime im März 1939 änderte sich abrupt das Leben der etwa 120.000 Jüdinnen und Juden im nun sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren. Auch das von Hildegarda Voglová. Vergeblich versuchte sie sich der antisemitischen Verfolgung durch eine Konversion zum katholischen Glauben zu entziehen, denn die vom Reichsprotektor Konstantin von Neurath erlassenen antisemitischen Bestimmungen galten weiterhin auch für sie und ihre Familie. Als Jüdin unterlag sie einem strikten Berufsverbot in öffentlichen Einrichtungen. Zudem wurde ihr Vermögen eingezogen und ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Nach der Ernennung Reinhard Heydrichs zum Stellvertretenden Reichsprotektor im September 1941 verschlechterte sich die Lebenssituation der tschechischen Jüd*innen noch weiter. Durch systematische Deportationen und Ghettoisierungen sollte rasch eine „Lösung der Judenfrage“ erreicht werden. Dafür wurden ab November 1941 die tschechischen Jüdinnen und Juden im Ghetto Theresienstadt isoliert und von dort weiter „in den Osten“ deportiert.

Bereits im Oktober 1941 verschleppten die Nationalsozialisten insgesamt 5.000 jüdische Tschech*innen ins Ghetto Litzmannstadt im damaligen Generalgouvernement Polen. Auch Hildegarda Voglová wurde am 31. Oktober dorthin transportiert. Fortan musste sie im völlig überfüllten und hermetisch abriegelten jüdischen Viertel der Stadt leben und für eine Metallfabrik arbeiten, die ab 1943 auch für die deutsche Rüstung produzierte. Diese „kriegswichtige“ Arbeit bot den Beschäftigten immerhin

– zumindest vorerst – Schutz vor den Selektionen für die Vernichtungslager. Als das Ghetto im Sommer 1944 aufgrund der näher rückenden Ostfront endgültig aufgelöst wurde, entschloss sich die NS-Führung, die Hälfte der mehr als 800 Beschäftigten des Metallwerks – auch Hildegarda Voglová – für die Kriegswirtschaft ins Reich zu deportieren.

Zwar war die Lebenssituation in der Dresdner Metallfabrik auf der Schandauer Straße besser als in den Lagern Auschwitz und Stutthof, die die Ärztin auf dem Weg nach Dresden durchlaufen hatte, doch auch dort litten die Zwangsarbeitenden an Hunger, Erschöpfung und Krankheiten. Bis zum 13. Februar 1945 erlagen 24 Häftlinge den menschenunwürdigen Bedingungen. Die Röntgenärztin Hildegarda Voglová gehörte zu den sieben Häftlingen, die bei der Bombardierung Dresdens ums Leben kamen. Sie verbrannte in der Krankenstube des Lagers.

Weiterführende Literatur:

Cziborra, Pascal: KZ Dresden Striesen. Das Familienlager Bernsdorf & Co. in der Schandauer Straße 68. Bielefeld 2013.

Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide (Hg.): Im Totaleinsatz. Zwangsarbeit der tschechischen Bevölkerung für das Dritte Reich. Dokumentation und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide. Prag und Berlin 2008.

Gruner, Wolf: Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren. Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten. Göttingen 2016.

Oprach, Marc: Nationalsozialistische Judenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Entscheidungsabläufe und Radikalisierung. Hamburg 2006.

Poznański, Jacob: Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt. Herausgegeben und aus dem Polnischen übersetzt von Ingo Loose. Berlin 2011.

Wolf-Dietrich von Xylander

* 9. April 1903 in München

† 15. Februar 1945 in Struppen/ Pirna

Generalleutnant



Abb.: Wolf-Dietrich von Xylander. In: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg / PERS 6 / 1018

Xylander stammte aus einer alten bayrischen Adels- und Offiziersfamilie und trat nach seinem Abitur 1921 im Alter von 17 Jahren in die Reichswehr ein. Allerdings wäre seine militärische Karriere zwei Jahre später beinahe schon wieder beendet gewesen. Wie in Adelskreisen durchaus üblich, zeigte Xylander schon früh große Affinitäten zum Programm der NSDAP und der nationalsozialistischen Ideologie: Er beteiligte sich daher im Jahr 1923 als Offiziersanwärter der Infanterieschule München aktiv am sogenannten „Hitlerputsch“. Obwohl der Putschversuch scheiterte, nahm Xylander ein Jahr später erneut an einer politischen Aktion gegen die Weimarer Republik teil und riskierte damit die unehrenhafte Entlassung aus dem Heer. Allein seine guten Leistungen in der Militärschule und die Verbindungen seines Vaters, eines pensionierten Obersts, verhinderten dies. Nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler im Jahr 1933 gehörte Xylander zu den Ersten, die für ihre nationalsozialistische Treue mit dem sogenannten „Blutorden“, der höchsten Ehrung der NSDAP, ausgezeichnet wurden. Der Karriere des überzeugten Nationalsozialisten stand nun nichts mehr im Weg.

Als Generalstabsoffizier des Heeres besuchte er 1935 die wieder eröffnete Kriegsakademie in Berlin, in der auch sein Vater lehrte. Auf dem Lehrplan des Ausbildungszentrums für Generalstabsoffiziere stand unter anderem: „Bolschewismus“, „Weltjudentum“, „Kampf gegen Staatsfeinde“, „Grundsätze der NS-Rassenpolitik“ und „Die Wehrmacht innerhalb der NS-Erziehungsordnung“. 1939, kurz vor der Mobilmachung, wurde Xylander zum Major befördert und in den Generalstab der 206. Infanteriedivision versetzt. Mit dieser nahm er am Überfall auf Polen teil. In den folgenden Kriegsjahren war Xylander federführend im Generalstab verschiedener Großverbände an der Ostfront tätig und unter anderem an der Zerstörung und Besetzung von Kiew und Orel beteiligt. In der Beurteilung eines Vorgesetzten heißt es, Xylander sei ein „Nationalsozialist der Tat“ mit „unbekümmertes Einsatzfreudigkeit im vordersten Graben“. Xylander war zudem am Angriff auf die sowjetische Stadt Voronež beteiligt, bei der rund ein Zehntel der 350.000 Einwohner*innen getötet oder nach Deutschland verschleppt wurden.

Die NS-Führung hatte die systematische Ausbeutung der eroberten Gebiete und der Bevölkerung angeordnet, wobei die Wehrmacht nicht nur zur Erfüllungsgehilfin der infamen NS-Eroberungs- und Siedlungspolitik wurde,

sondern auch zur Komplizin am Mord an Jüdinnen und Juden, an Sinti und Roma oder politisch Unerwünschten. Dabei radikalisierte sich das Vorgehen der Wehrmacht im Laufe des Krieges zusehends und gipfelte während des Rückzuges aus der Sowjetunion ab 1943 in einer Strategie der verbrannten Erde. Xylander, inzwischen Stabschef der 17. Armee, hatte vergeblich versucht, mit seinen Verbänden das Vorrücken der Roten Armee über die Krim in die Ukraine zu verhindern. Um kriegswichtige Ressourcen nicht in die Hände der Roten Armee fallen zu lassen, plünderten und vernichteten die deutschen Truppen nun alles, was dem Feind noch hätte nutzen können. Diese Praxis bestimmte auch den Umgang mit als arbeitsfähig erachteten Zivilisten, die in großer Zahl verschleppt oder bei Flucht- oder Widerstandsversuchen erschossen wurden.

Xylander fand nicht unmittelbar durch die Bombardierung Dresdens den Tod, als er aber kurz darauf, am 15. Februar, gerade zu einem Kurierflug nach Berlin gestartet war, wurde sein Flugzeug von US-Verbänden, die vom Luftangriff zurückkehrten, über Struppen in der Sächsischen Schweiz abgeschossen. Posthum verlieh ihm die NS-Führung für seine Kriegsverdienste das Ritterkreuz – die höchste militärische Auszeichnung des Dritten Reiches.

Weiterführende Literatur:

Aly, Götz/ Gruner, Wolf u.a. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Band 1 bis 7, München seit 2008.

Arnold, Klaus Jochen: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Kriegsführung und Radikalisierung im „Unternehmen Barbarossa“. Berlin 2004.

Böhler, Jochen: Auftrag zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939. Frankfurt a.M. 2006.

Echternkamp, Jörg: Soldatische Kriegserfahrung. Zwischen Langeweile und Enthemmung ><https://www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/der-zweite-weltkrieg/199410/soldatische-kriegserfahrungen/>< [zuletzt am 3.12.2023].

Hartmann Christian: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. München 2010.

Kay, Alex J: Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political and Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union 1940-1941. New York/Oxford 2006.

III. Dank

Herzlichen Dank den im Impressum erwähnten Förderern, die die Ausstellung und das Begleitheft ermöglichten.

Unterstützer*innen und genutzte Archive:

68. Grundschule Dresden (ehemals: Wilhelm-Franke-Schule)

550. Royal Air Force Squadron Association / Vereinigung der 550. Luftstaffel der Royal Air Force

Ancestry

Archiv der Hochschule für Bildende Künste Dresden

Archiv der Kreuzkirche Dresden

Archiv der Sächsischen Staatstheater Dresden

Archiv der Technischen Universität Dresden

Archiv des Dresdner Kreuzchors

Archiv Gedenkbuch der Jüdischen Gemeinde Dresden

Archivverbund Kreisarchiv Sächsische Schweiz - Osterzgebirge

Bohdálek, Miroslav

Bundesarchiv Außenstelle Ludwigsburg

Bundesarchiv Berlin

Bundesarchiv Koblenz

Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. B.

Circus Sarrasani

Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen Wehrmacht (WAST) Berlin

Deutsche Fotothek

Deutscher Gewerkschaftsbund Bezirk Sachsen

Dresdner Gehörlosen Sportverein 1920 e. V.

DRK-Generalsekretariat – Archiv und Dokumentationsstelle

Dutch Red Cross – Second World War Archive / Niederländisches Rotes Kreuz – Archiv des Zweiten Weltkrieges

Erich Maria Remarque-Friedenszentrum

Evangelisch-Lutherisches Kirchspiel Liebschützberg – Pfarramt Borna (bei Oschatz)

Frauenstadtarchiv Dresden

Gedenkstätte Ehrenhain Zeithain

Gedenkstätte Münchner Platz Dresden

Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Dresden e.V.

Günther, Ernst

Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V.

Hahn, Gabriele

Hatikva e. V.

Imperial War Museum London

Initiativgruppe Lager Mühlberg e. V.

Institut für Kunst- und Bildgeschichte – HU Berlin

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. – Bereich Volkskunde

Institut Tereziňské iniciativy / Institut
Theresienstadter Initiative
International Tracing Service Bad
Arolsen
Janz, Nina
Jerzak, Claudia
Jüdische Gemeinde zu Dresden
Krahl, Kathrin
Krokodilhaus Dresden
Kupferstichkabinett Dresden
Kühn, Dr. Helga-Maria
KZ Gedenkstätte Flossenbürg
Landesarchiv Berlin
Landeskirchenarchiv – Evangelisch-
Lutherische Landeskirche Sachsen
Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig
Memorare Pacem. Gesellschaft für
Friedenskultur e.V.
Menger, Tom
Militarhistorisches Museum der
Bundeswehr Dresden
Miller, Roderick
Müller, Roxana
Museen der Stadt Dresden –
Fotografische Sammlungen
Muzeum Auschwitz-Birkenau / Museum
Auschwitz-Birkenau
Muzeum Stutthof / Museum Stutthof
Narodnı archiv v Praze / National Archiv
Prag
Nationaal Archief Den Haag / National
Archiv Den Haag

Nationaal Militair Museum Nederland /
Nationales Militarmuseum der Nieder-
lande
Neutzner, Matthias
Oschatzer Heimat- und Geschichtsverein
Paul, Manuela
Pawlowitsch, Claudia
Recherchedienst Benjamin Haas
Rehberg, Prof. Dr. Karl-Siegbert
Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek
Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden
Sack, Dr. Birgit
Schneider, Marion
Schweizerisches Bundesarchiv
Spaarnestad Photo
Stadtarchiv Dresden
Stadtarchiv Oschatz
Stadtarchiv Pirna
Stiftung Topographie des Terrors
Stiftung Deutsches Historisches
Museum – Bildarchiv
Teumer, Gabriele
The National Archives in London /
National Archiv in London
VVN-BdA Sachsen e. V.
Zidovske muzeum v Praze /
Jüdisches Museum in Prag

IV. Autor*innenverzeichnis

Angaben zu den Autor*innen

Tim Hexamer ist Politikwissenschaftler und Projektkoordinator des „Bündnis gegen Antisemitismus in Dresden und Ostsachsen“ bei der RAA Sachsen e.V. Er hat das Ausstellungsprojekt „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend. Eine biografische Annäherung an den 13. Februar 1945“ maßgeblich erarbeitet, koordiniert und umgesetzt.

Claudia Jerzak ist Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit in Dresden. Sie promoviert zur Erinnerungskultur an die Bombardierungen der Städte Hamburg und Dresden.

Kathrin Krahl ist Soziologin, Geschäftsführende und Bildungsreferentin bei Weiterdenken - Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen. Sie forscht und publiziert zu Shoah und Antisemitismus und hat mehrjährige Täterforschung im Projekt „ORTSBEGEHUNG – Stadtrecherchen zu Shoah und Täterschaft“ in Sachsen betrieben.

Michael Nattke, Dipl.-Hdl., studierte Wirtschaftspädagogik, Politikwissenschaften, Soziologie und Rechtswissenschaften in Frankfurt/O. und Dresden. Seit 2009 arbeitete er als Fachreferent und seit September 2023 ist er als Geschäftsführer im Kulturbüro Sachsen e.V. tätig. Seit über 20 Jahren beschäftigt er sich mit organisiertem Neonazismus und rechten Einstellungen in Ostdeutschland.

Matthias Neutzner, Dr., Historiker und Autor, jahrelang einer der führenden Köpfe der „Interessengemeinschaft 13. Februar“. Er arbeitet seit über 25 Jahren zum Thema Erinnerungskultur rund um den 13. Februar 1945 in Dresden.

Karl-Siegbert Rehberg, Prof. Dr., 1992 Gründungsprofessor des Instituts für Soziologie und Inhaber des Lehrstuhls für Soziologische Theorie, Theoriegeschichte und Kulturosoziologie an der Technischen Universität Dresden (TUD). Seit 2015 hat er die gleichnamige Forschungsprofessur inne.

Anja Reuss, Historikerin, mit den Themenschwerpunkten: Nationalsozialismus, Gewalt- und Genozidforschung, Osteuropa sowie Migrations- und Minderheitengeschichte. Sie hat im Jahr 2016 als freie Mitarbeiterin für Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen das Ausstellungsprojekt „Neunzehn Namen aus Neunzehntausend. Eine biografische Annäherung an den 13. Februar 1945“ umgesetzt.

